
Kaiser
Heinrich IV.



Kaiser Heinrich IV.
Federzeichnung in der Chronik des Ekkehard von Aura
Christ College zu Cambridge

688 072 1126083

F1

Das Leben Kaiser Heinrichs des Vierten des Saliers

Mit Anhang: Heinrich V.

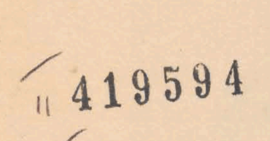


Nach den Quellen erzählt von F. W. Schaafhausen

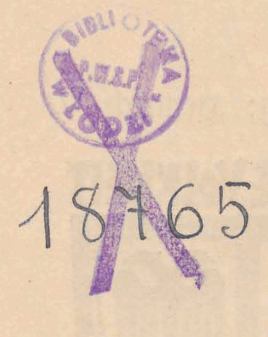
Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1928

Erstes bis zehntes Tausend

Mit 8 Tafeln und 1 Textabbildung











Zeittafel der Salierkaiser

Konrad II.	1024—1039
Heinrich III.	1039—1056
Heinrich IV.	1056—1106
Heinrich V.	1106—1125

10,–



Die Jugend / 1050—1065

Agnes, Adalbert, Anno

Die Entführung des jungen Königs

Um den sonst so stillen Suitberts Werth im Rhein ist lautes Getümmel. Vor Wochen kam die kaiserliche Hofhaltung hierher. Kaiserin Agnes wohnt mit ihren Frauen im Kloster. Das ritterliche Gefolge hat sein Unterkommen gefunden. Die Wappner sitzen im Wirtschaftshof, putzen Waffen, striegeln Pferde; das junge Volk der künftigen Ritter übt lärmvoll Speerwurf und Schwertschlag. Am Ufer liegt das mächtige, bunt geschmückte Schiff, auf dem Erzbischof Anno von Köln herabgekommen ist.

Soeben begibt sich eine frohe Schar ans Ufer. Das Gefolge des Kölners will dem jungen König Heinrich das prächtige Fahrzeug zeigen.

Das Schiff legt vom Ufer ab, gewinnt das freie Wasser des Stromes und wendet mit kräftigem Ruderschlag rheinauf. — Für eine Lustfahrt dehnt sich der Weg. Schon sind Turm und Fahnen von Kaiserswerth hinter den Uferkrümmen verschwunden. Heinrich besinnt sich darauf, daß seine Lehrer ihm wieder und wieder Vorsicht gegenüber den Großen des Reichs empfohlen haben; er bittet, zu wenden. Achselzucken ist die Antwort; die Fahrt geht weiter. Nun ist es klar: hier geht es um große Dinge, eine Entführung ist im Werk! In seiner Not stürzt sich der Knabe in den schnell flutenden Strom, die Welle reißt ihn hinweg; um ein Haar wäre der deutsche König ertrunken. Ein Edler springt ihm nach und rettet ihn. Weiter eilt das Schiff. Mit sinkender Sonne legt es sich an die Staden von Köln. Der enge, düstere Palast des Erzbischofs nimmt den König auf — Anno hat sich der Gewalt über den künftigen Herrscher des Reiches bemächtigt!



Die Kaiserin nahm den Schlag als eine Schickung des Himmels tatenlos hin, verzichtete auf den Sohn und die Herrschaft und ging nach Rom, frommen Werken und büßender Betrachtung zu leben.

Das stolze Reichsgebäude, das ihr Gatte und Schwiegervater aufgerichtet, hatte sie nicht zu erhalten vermocht.

Schon zu Kaiser Konrads Zeiten waren leise Stimmen aufgeklungen, die den Herrscher aufmerksam machten und ihn veranlaßten, die Stütze des Reichs nicht mehr in den großen geistlichen Stiftern zu suchen, wie das seit Otto I. Herkommen geworden war. Es schien, als sollten Zeiten heraufkommen, die den Dienst der großen Kirchenfürsten am Reich nicht mehr als selbstverständliche Pflicht der reichsten Lehensträger betrachteten. Darum schien es besser, einen neuen Unterbau für die Macht der Krone zu suchen. Konrad fand ihn darin, daß er die oberdeutschen Herzogtümer bei seinem Geschlecht vereinigte und damit den Widerstand unmöglich machte, den der deutsche König so oft von den großen weltlichen Gewalten erfahren hatte. Auf diesen Bahnen war Heinrich III. tatkräftig weitergeschritten. Wohl stand seine Gewalt nicht so unerschütterlich fest wie die des Vaters, aber was er sterbend dem sechsjährigen Erben hinterlassen hatte, war doch immer noch ein so festgefügter Bau, daß die Klammern von der Hand des Meisters gelockert werden mußten, sollten die Steine voneinander weichen.

Auf dem Todeslager hatte Kaiser Heinrich Gattin und Sohn dem Schutz und Rat des Papstes Viktor II. empfohlen, den er selbst von Eichstätt auf den römischen Stuhl erhöht hatte. Getreulich hat sich der Papst seiner Schützlinge angenommen, bis ihn nur zu bald seine kirchlichen Pflichten nach Italien riefen. Dort starb er kurz darauf, und so konnte sich die Kaiserin-Regentin auch nicht mehr auf das Ansehen stützen, das ihr die Freundschaft auch des fernen Papstes hätte geben können. Sie war besten Willens und voll regen Eifers; aber in der rauhen Welt der Männerkämpfe verließ sie bald die Kraft. Konrad II. war kühl und innerlich unberührt über die Erfahrung hinweggegangen, daß der König immer wieder die gleichen Gegner trifft. Nachdem er sie einmal gemacht hatte, hütete er sich, sie zu wiederholen und lernte für die Folge ein so schroffes Durchgreifen, daß der

geschlagene Feind neuen Widerstand gern unterließ. Heinrich III. hatte aus religiösen Gründen verziehen und wieder verziehen, wo der Herrscher hätte hart sein müssen, und hat diese Milde mit immer neuen Aufständen bezahlt. Aber er hat sich mit männlicher Kraft bis zum letzten Zuge gewehrt und hat den unaufhörlichen Kampf als Königsschicksal königlich getragen. Dies Ringen, das Heinrich III. nach einer Herrschaft von 17 Jahren zu Tode erschöpft hatte — seine Witwe Agnes ist ihm gleich ausgewichen. Sie suchte Helfer und fand sie, indem sie die von Konrad und Heinrich eifersüchtig gehütete Stellung ihres Geschlechtes in Oberdeutschland aus der Hand gab. Rudolf von Rheinfelden erhielt Schwaben; zur vermehrten Sicherheit wurde ihm die Schwester des jungen Königs verlobt. Der Zähringer Berthold gewann Kärnten. Für Bayern bestimmte Agnes den Sachsen Otto von Nordheim. Indem sie dies mächtigste Herzogtum einem Sachsen gab, verpflichtete sie sich zugleich den trotzigen norddeutschen Stamm, der von je gern seine eigenen Wege ging.

So war sie der Aufgabe entbürdet, außer den Königspflichten auch noch die Geschäfte von drei Herzogtümern wahrzunehmen; aber auf die unbedingte Schlagkraft ihrer Macht hatte sie damit verzichtet. Von den Königsämtern hat sie keines aufgegeben; sie ist richtend und friedenstiftend durch die deutschen Lande gefahren, wie das alle deutschen Herrscher getan haben. Nur in einem hielt sich Kaiserin Agnes mehr zurück, als es vom Verwalter des Deutschen Reiches erwartet wurde: sie griff nicht so energisch wie ihr Gatte und sein Vorgänger in die italischen Dinge ein, in den ewigen Wettkampf der Städte und Stände und in das Ringen Roms um eine freiere und mächtigere Stellung in der abendländischen Welt.

Überall auf dem Boden germanischen Rechts behauptete sich der Brauch, daß der Herr, der eine Kirche, ein Kloster stiftete, die Stellen an seiner Gründung — unter Umständen auch mit Laien — besetzte und über Boden und Gut der Stiftung nach eigenem Ermessen verfügte. Was überall sonst ein nutzbares Privatrecht war, hatte für Deutschland höchste staatsrechtliche Bedeutung gewonnen, seit Otto der Große auf die deutsche Kirche Einheit und Sicherheit des Reiches gegründet hatte, die zu tragen die weltlichen Gewalten nicht zuver-

lässig genug waren. Der deutsche König gebot über die mit Reichsgut üppig ausgestatteten großen Stifter wie irgendein Großer über seine Eigenkirche — wie hätten sie sonst die riesigen Aufgaben tragen sollen, die das Reich ihnen auflud. Er besetzte die Stellen nach seinem Gutdünken. Bischöfe und Äbte waren die Gesandten und Verwalter des Reichs, sie stellten die größten Scharen zum Aufgebot und führten sie wohl selbst im Panzerhemd in Feldzug und Schlacht. Und seit sich dies Verhältnis eingespielt hatte, war an eine Änderung kaum mehr zu denken; denn auf der unbedingten Verfügung über das Reichskirchengut und der unerschütterlichen Zuverlässigkeit beruhte die Machtstellung der deutschen Krone.

In steigendem Maße war auch der Papst unter die Aufsicht des deutschen Königs geraten; Heinrich III. hatte kurzerhand zwei streitende Päpste abgesetzt und an ihrer Stelle einen Deutschen auf Petri Stuhl erhoben.

Aber gegen diese Stellung der deutschen Kirche im Reich und des Papstes gegenüber dem Träger der Krone erhob sich laut und lauter Widerspruch. Er war alt. Fast 200 Jahre war es her, seit von Cluny die Losung ausgegangen war, daß die Kirche ihren heiligen Pflichten nur genügen könne, wenn sie ganz frei sei von weltlichen Aufgaben und Einflüssen. Das hatten die deutschen Herrscher lange Zeit übersehen dürfen; Konrad II. hatte vorgebeugt, indem er begann, an Stelle des kirchlichen Unterbaus, der eines Tages wanken konnte, eine breit gegründete weltliche Reichsmacht zu schaffen. Den Bestrebungen, die auch das Papsttum reformieren wollten, hatte er kühl gegenübergestanden. Schwache Päpste ohne Ansehen waren ihm in seiner Politik höchstens angenehme Erscheinungen. Schon unter Heinrich III. war das anders geworden. Zwar hatte auch er der Kirche gegenüber kein einziges Reichsrecht aufgegeben; aber sein Eingriff in römische Dinge war nicht mehr in kaiserlicher Machtpolitik begründet, sondern in dem Bewußtsein, daß es Pflicht des mächtigsten Mannes der Christenheit sei, für würdige Zustände in Rom zu sorgen.

Innerlich aber hatte Heinrich durchaus auf seiten derer gestanden, die nach einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern riefen.

Und wieviel mehr tat das Agnes, die aus Frankreich stammte, der Heimat aller reformerischen Wünsche! So ließ sie es geschehen, daß Papstwahlen stattfanden, bei denen das Bestätigungsrecht des deutschen Königs nur sehr nebenher oder gar nicht mehr beachtet wurde, daß 1059 Papst Nikolaus II. ein Dekret über die Papstwahl erließ, das die deutschen Rechte tatsächlich ausschloß. Nur einmal griff sie ein, und das schlug zum Unheil aus.

Noch zu Konrads Zeiten hatten sich in der Lombardei hoher und niederer Adel bekämpft. Inzwischen war in den Städten der Bürgerstand groß geworden und wandte sich gegen den Adel schlechthin und damit auch gegen die dem Adel entstammende hohe Geistlichkeit. Politische Ziele und kirchliche Wünsche flossen in der Bewegung der Pataria zusammen. Mit ihr verbündete sich der Papst, und gegen sie schlossen sich die bedrohten Kreise zusammen. Unter ihrem Einfluß ließ sich Agnes bestimmen, gegen einen ohne königliche Bestätigung geweihten Papst den Bischof Cadalus von Parma als Gegenpapst wählen zu lassen.

Da gerade in dieser Zeit Rom mit Ansprüchen hervortrat, die der Stellung der deutschen Bischöfe ans Leben griffen, hätten diese allen Grund gehabt, Kaiserin und Gegenpapst unter allen Umständen zu stützen. Gerade daran fehlte es. Jeder sorgte für sich, und der mittellose Cadalus, dem von keiner Seite Hilfe wurde, ward zum Gespött der Welt und untergrub damit das Ansehen auch der deutschen Krone.

In diesem Augenblick war es, als Anno den Knaben Heinrich IV. der mütterlichen Obhut entriß und damit als Vormund des künftigen Königs die Leitung des Reiches an sich brachte. Damit waren der Kaiserin Rechte erloschen. Die tiefgebeugte Frau machte nicht einmal den Versuch, sie zurückzugewinnen. Anstatt auf Tod und Leben um ihr Mutterrecht, ihr Kaiserinnenrecht zu ringen, trat sie klaglos beiseite, überließ das Reich selbstsüchtigen Güterjägern und Männern, die es keinem Sohn vererben konnten und darum darauf sinnen mußten, die kurze Spanne, bis der Zwölfjährige mündig wurde, möglichst vorteilhaft zu nutzen. Viel vom Unheil, das die kommenden Jahre im Schoße trugen, hat das schwächliche Ausweichen der Kai-

serin verschuldet. Als es zum erstenmal darauf ankam, sich um jeden Preis zu behaupten, gab Agnes vor frecher Gewalttat nach. Der Himmelsherr würde in seinem unerforschlichen Ratschluß wissen, weshalb er dies Leid über sie verhängte! Sie hatte sich demütig zu beugen.

Anno Vom Frauenhof kam nun der König unter die härtere Zucht des Erzbischofs. Anno stammte aus einem kleinen oberdeutschen Geschlecht. Er war eigentlich zum Waffendienst bestimmt und entzog sich dieser verhaßten Aussicht durch die Flucht. Die Schule in Bamberg nahm ihn auf. Dort wurde Heinrich III. auf ihn aufmerksam und machte den jungen Geistlichen zum Präpositus an seiner Lieblingsstiftung, Simon und Judae in Goslar. Als der Erzbischof von Köln erkrankte, wurde Anno zu seiner Unterstützung an den Rhein gesandt. Es war klar: Heinrich hatte ihm eine große Laufbahn zugedacht. Der Kölner Stuhl wurde frei, und 1056 bestieg ihn Anno; zur Weihe erschien der Kaiser selbst in Köln.

Heinrich muß geglaubt haben, in Anno ein zuverlässiges Werkzeug zu besitzen — war doch sogar davon die Rede, daß der Erzbischof dereinst Papst werden solle! Aber so viel Menschenkenntnis besaß Heinrich, daß er von dem so rasch auf die Höhen der Macht Gelangten schwerlich große Leistungen verlangt oder erwartet hat.

Anno hatte einen tüchtigen Geschäftssinn, eine helle, schachernde Klugheit. In gegebenen Grenzen, mit festgelegten Zielen wußte er sich geschickt zu bewegen und jede Gelegenheit bis aufs letzte auszupressen, die seinem reichen Stift ein paar neue Höfe, irgendein Recht einbringen konnte. Er mochte mit gebundener Weisung und engem Auftrag auch selbständig manches Ersprießliche für die kaiserliche Politik tun können, vornehmlich in Rom, wo man ja auch sehr genau zu rechnen und zu handeln verstand.

Es mochte ihn in Heinrichs Augen empfehlen, daß er sittenstreng, untadelhaft rein in seinem persönlichen Leben war, daß er zu den Reformern gehörte.

Aber alles an diesem Mann war freudlos, eng, kleinlich, mit einem geradezu peinlichen Mangel an Schwung und Gedanken. In Köln fürchtete und bespottete man seine scharfe Zunge; der engstirnige Eifer

des sittenstrengen Oberhauptes machte den lebensfrohen Rheinländern das Leben nicht leichter. Und so freuten sie sich, seine böse Zunge zur Ruhe gebracht zu haben, als es einmal hieß, Anno sei in einem Straßenaufruhr erschlagen worden. Hemmungslos in seinem Streben, Macht und Besitz zu mehren, kam er mit allen Nachbarn und vor allen Dingen mit seiner Stadt Köln in Streit, der immer wieder zu wilden Kämpfen führte.

Von diesem Mann war eine Wahrung der Königsrechte nicht zu erwarten. Er würde den königlichen Knaben scharf und streng erziehen, würde ihm Freiheit und Bewegung eng beschneiden, um dann bald zu sehen, daß der König, zur Selbständigkeit gelangt, nun erst recht zügellos ausbrechen werde. Und man durfte erwarten, daß er sich vom Reich Tag für Tag Pfennige geben ließ, um zum Schluß einen Schatz gesammelt zu haben. Aber zu einer verantwortlichen Leitung des Reiches fehlte ihm alles.

Lange freilich sollte sich Anno seiner überragenden Stellung nicht freuen. Denn es fand sich ein zweiter Bewerber um den ersten Platz neben dem Könige. Das war Adalbert, Erzbischof von Hamburg-Bremen. Schon 1063 mußte Anno die Macht mit ihm teilen. Der Bremer war das Gegenstück zu Anno. Das glanzvolle Auftreten des reichen Grafen von Goseck stach gar sehr von der klösterlichen Enge der Kölner Hofhaltung ab. Adalbert besaß alles, was Anno fehlte. Hochgebildet wie dieser vermochte er geistreich zu plaudern, zu fesseln. Er ließ, wenn es sein mußte, fünf gerade sein und rechtete nicht um die Freiheiten, die sicher der junge König hatte. Er war mehr der prächtige Reichsfürst als der Erzbischof. Und er hatte eine geradezu übersprudelnde Fülle von Gedanken und Plänen. Freilich, mit dem Reich beschäftigten sie sich auch nicht. Ihm ging es um die Stellung seines nordischen Erzbistums. Das war auf Reichsboden nur schmal gegründet und hatte neben Köln wenig zu bedeuten. Geschaffen als Metropolsitz des ganzen Nordens hatte es seine weiten Gebiete jenseits der Reichsgrenzen verloren. Denn seit die Völker des Nordens das Christentum angenommen hatten, waren überall nationale Erzstühle errichtet worden. Adalbert hätte nun den Missionsauftrag seiner Kirche für den Norden gern in ein Aufsichtsrecht Bremens

Adalbert

Adalberts Pläne

gegenüber den skandinavischen Kirchen verwandelt gesehen. Aber für seine wiederholten Anträge fand er in Rom taube Ohren. Wohl griff er auf eigene Faust weit um sich, hinüber nach den Inseln im Norden Großbritanniens, ja nach Island; aber seinem geschäftigen Tun fehlte die sichere rechtliche Grundlage, die nur durch päpstliche Anerkennung zu gewinnen war. Das Missionsgebiet an der Slawengrenze bestand seit den schweren Rückschlägen der letzten Jahrzehnte nur dem Namen nach. Die Missionsbistümer in Holstein, Wagrien, Mecklenburg waren leere Hülsen. Solange der Herzog von Sachsen nicht mit dem Schwert die Wenden duckte, war an erfolgreiche Arbeit dort gar nicht zu denken. Und eben erst schwer geschlagen konnten die Sachsen an Angriffe über die Elbe hinweg auf lange nicht denken. Adalbert mußte seine Ziele darum in der Fremde suchen. Und diese Wünsche setzte er in Rom nur durch, wenn als sein Bundesgenosse ein bewaffneter deutscher König vor den Toren stand. Er brauchte Hilfe der Reichsgewalt aber auch, weil sein unruhiges Treiben alle weltlichen Mächte des Nordens gegen ihn geeinigt hatte. Wenn er sich des heute noch beeinflußbaren Knaben jetzt schon bemächtigte, konnte er hoffen, den selbständigen König dereinst vor seinen Wagen spannen zu können.

Und wenn ihm Sittenlosigkeiten an sich schon als kleine Sünde erschienen, so hatte er erst recht keinen Grund, sie an dem zu tadeln, den er für die Zukunft günstig stimmen, gewinnen wollte.

Einmal am Hof war es für Adalbert ein leichtes, den mürrischen, eifernden, keifenden Anno zu verdrängen. Bald war er Alleinherrscher. Sollte wirklich das Königtum eingespannt werden für die Ziele Hamburg-Bremens, die gegenüber dem empfindlichen Stolz der nordischen Völker nicht durchzusetzen oder nur mit Riesenopfern zu behaupten waren? Da war Anno doch noch ungefährlicher! Er ließ die Dinge im Reich und in Italien laufen, wenn er nur diese Abtei und jenes Dorf für sein Köln gewinnen konnte. Adalbert verschmähte solchen Zuwachs auch nicht, aber sein unruhiges Planen wollte das Reich, die gesammelte deutsche Kraft für persönliche Machtmehrung gewinnen.

Dem eben selbständig gewordenen König hat er einen unbedingt

nötigen Zug nach Italien ausgeredet, weil er den Herrscher als Hilfe in Sachsen brauchte.

So schleppten sich die Dinge durch einige Jahre. Am Ostertage des Jahres 1065 fand die feierliche Schwertumgürtung statt: Heinrich IV. war des Deutschen Reiches selbständiger und selbstverantwortlicher König.

Um die Herstellung der Königsgewalt / 1065–1076

Sachsenkrieg

Der junge König

Seit neun Jahren wurde in Heinrichs Namen im Reich geurkundet, gerichtet, Krieg geführt. Der allem diesem Tun bisher nur den Namen geliehen, trat nun selbst an die Spitze des Reichs.

Mit freudiger Hoffnung schauten die Deutschen auf ihren jungen König. Der Jüngling war hochgewachsen, eine auffallend kräftige Erscheinung. Sicherheit und königliche Würde zeichneten sein Auftreten vom ersten Tage an aus. Gefürchtet und gerühmt war der Blick seines hellen, durchdringenden Auges. Wer etwas zu verbergen hatte, erschien mit Furcht vor dem, der in den Seelen zu lesen schien. Die Niederen hat des Herrschers huldvolle Herablassung vom ersten Tage an bezaubert. In allen schweren Lebenslagen, die die kommenden Jahrzehnte bringen sollten, hat sich Heinrich auf das Volk unbedingt verlassen dürfen, wenn sich Herzoge und Grafen, Bischöfe und Ritter ihm versagten. Aber er war auch allezeit der Herrscher des Volkes, dessen vornehmste Aufgabe die Sicherung des inneren Friedens, die schnelle und tatkräftige Rechtsprechung war. Der gerechte Richter, der harte und durchgreifende Rächer von Gewalttat und Friedensbruch wurde in Stadt und Dorf gepriesen.

Weniger freuten sich die Großen seiner, die ihre eigene Politik machten, ihre eigenen Bedürfnisse hatten. Denn auch ihnen gegenüber bewährte sich der Klarblick des Herrschers. Es bedurfte nur eines Wortes, eines Zögerns, um die versteckteſten Fäden ihm bloßzulegen.

Und seine eigene Fähigkeit der Verhandlung, der Menschenbehandlung war so überlegen, daß jeder sich unsicher fühlte, der gegen diesen Fechter stand.

Die Stellung des Jünglings aber gegenüber den Großen des Reiches war vom ersten Tage an eine gründlich andere, als man sie in den letzten Jahren von der Krone kennen gelernt hatte.

Zurück zur Politik Konrads

Heinrich lenkte bewußt in des Großvaters Bahnen zurück. Es galt, dem Königtum alles wiederzugewinnen, was ihm in neun Jahren entfremdet worden war, und es galt, der üppig gewordenen Freiheit der Fürsten wieder enge Grenzen zu setzen. Natürlich hat der Jüngling zunächst nach fremder Anregung, nach Rat gehandelt. Adalberts Einfluß blieb unerschüttert. Aber auch was er zu raten hatte, lief diesen Weg. Er wollte auf Kosten vor allen Dingen der Reichsabteien die Bistümer und die Krone stärken. Das waffnete den Widerstand gegen ihn, vor dem Heinrich weichen mußte — eine Fürstenversammlung verlangte und erreichte des Bremers Entfernung vom Hof. Damit war seine Macht gebrochen. Kehrte er auch später nochmals zurück, so fand er seinen alten Einfluß doch nicht wieder. Als er starb, zerfiel die von ihm geschaffene Stellung Bremens in Norddeutschland. Was blieb, war ein Bruchteil von dem, was Adalbert einst vorgefunden hatte.

Adalbert †

Heinrich besaß treffliche Herrschergaben. Aber sein Jugendschicksal betrog ihn und sein Volk um ihre Früchte. Annos schroffer Eifer hatte den Knaben mehr verbittert als gelenkt und gezügelt. Je älter er wurde, je näher der Tag der Selbständigkeit kam, um so weniger fühlte irgendwer den Beruf, dem künftigen Herrscher zu widersprechen. Heinrich hatte den schroffen Willen, das heiße Feuer seines Geschlechts. Aber niemand hatte diese Kräfte gezügelt, veredelt. Die Mutter hatte sich zurückgezogen. In den entscheidenden Jahren erfuhr Heinrich keine Liebe, nirgends den Einfluß einer edlen Frau. Für seine Bildung war viel geschehen. Mit ihm zu streiten war auch hochgebildeten Männern Genuß. Aber die feste Grundlage des Charakters hatte man vernachlässigt, und so war verwildert, haltlos geworden, was recht gezogen den klugen, scharfsichtigen Kopf zu einem großen Menschen hätte machen können. Heinrich gab leicht einer Laune nach, war in der Niederlage schnell entmutigt. Freilich ließ sich sein stolzer Wille nie brechen. Eben im Staub, richtete sich der König nach jedem Sturz wieder auf. Aber der haltlose Zusammenbruch gab

oft mehr auf, als bei kühlerem Urteil nötig gewesen wäre, und jeder Aufschwung hatte erst Dinge zurückzuholen, die nie hätten verlorengehen müssen. So wurde Kraft vergeudet. Und da der König von Katastrophe zu Katastrophe schritt und nur kurz die Ruhepausen dieser längsten deutschen Regierung waren, wurde Heinrich früh alt und erschien als schneeweißer Greis, als er eben 50 Jahre zählte.

Gleich zu Anfang gab er einer Laune nach. Als Knabe noch war er mit Bertha, der Tochter der mächtigen Markgräfin Adelheid von Turin, verlobt worden. Seinem Vater war die Verbindung mit der Gebieterin des oberen Polandes wichtig. Sie öffnete ihm einen Weg nach Italien, wenn die anderen einmal gesperrt waren. Sie hemmte italienischen Einfluß auf das ewig unruhige Burgund; sie hielt Oberitalien unter Druck. Um dieser Möglichkeiten willen mußte das Töchterchen der Turinerin an den deutschen Hof wandern, eben fünf Jahre alt. Im Jahr darauf starb Heinrich III.; Agnes lagen die weitausgreifenden Pläne ihres Gatten fern, aber an dem Verlöbnis hielt sie fest. Bertha blieb unter ihrem Schutz. Auch nach ihrer Entmächtigung verlor die Kaiserin die künftige Schwiegertochter nicht aus dem Auge. So wuchs sie in Deutschland heran, ihrem Frauenschicksal entgegen. Noch aber schien die Ehe fern zu sein. Da erkrankte plötzlich Heinrich IV. ernstlich. Es tauchten Gedanken auf, was wohl geschehen würde, wenn der junge König jetzt ohne Erben stürbe. Außerdem wurde eine Romfahrt geplant. Für die war es nützlich, der gewaltigen Adelheid ganz sicher zu sein. Die Ehe, die eben noch fern gelegen hatte, wurde mit einem Mal zu einer Notwendigkeit. Sie wurde zwischen Kindern geschlossen — beide zählten 16 Jahre. In Würzburg wurde die neue Königin gekrönt, am Rhein feierte man im Sommer 1066 die rauschende Hochzeit.

Zunächst ließ sich alles gut an. Bertha war dauernd um den Gatten. In zahlreichen Urkunden nennt der König sie als Fürsprech. Aber bald schon änderte sich das Bild. Der junge Heinrich war an ein sittlich ziemlich freies Leben gewöhnt. Legte er sich auch jetzt keine Zügel an, so fühlte er sich doch nicht ungebunden.

Zu aller Überraschung erschien er auf einem Fürstentag im Jahre

I. P.H.S.B.

1069 mit dem Antrag, seine Ehe zu scheiden. Dafür hatte er in der engsten Familie ein Vorbild. Heinrichs Schwester Agnes, die mit Rudolf von Schwaben verlobt worden war, hatte sich noch vor der Ehe im Jahre 1060 zum Sterben gelegt. Der Herzog heiratete die Schwester der Königin Bertha und verstieß sie — ihrer überdrüssig geworden — bald darauf. Heinrich mochte denken, was dem Herzog recht sei, müsse dem König billig sein. Er ging nicht so roh vor wie Rudolf. Den Fürsten erklärte er, er habe seiner Gattin nichts vorzuwerfen. Heute sei sie noch Jungfrau. Wenn man sie jetzt trenne, werde jeder Teil in einer anderen Ehe vielleicht ein besseres Glück finden. Jetzt sei es Zeit, jetzt solle man es tun. Denn er könne mit dieser Frau nicht leben und würde mit ihr unglücklich werden.

Die Fürsten waren bestürzt wegen des wilden Ungestüms, mit dem der König sein Anliegen vorbrachte. Es war eine Laune, freilich eine Laune, sie alle kannten doch Heinrich! Aber sie kannten auch seinen Eisenkopf. In der größten Not war der Erzbischof von Mainz, auf dem als dem ersten Fürsten des Reichs die Verantwortung ruhte. So schrieb er denn eilends einen flehenden Brief an den Papst, erzählt, was vorgefallen, und bat um Rat und Befehl. Könnte der Papst sich nicht entschließen, in dieser schwierigen Sache einen Legaten zu schicken? Er, der arme Kirchenfürst, der doch mit Ehesachen gar nichts zu tun habe, wisse sich keinen Rat. Ihn schaudere beim Gedanken an den Eindruck bei den anderen Völkern, in der Kirche — nur der Papst könne hier entscheiden. Und so erschien denn wirklich auf der Synode zu Frankfurt, auf die man die Angelegenheit verschoben hatte, Petrus Damiani als Legat des Papstes und tat den Spruch, von einer Lösung der Ehe könne nicht die Rede sein.

Noch war aber der König so in seiner Stimmung befangen, daß er vor der Gattin förmlich floh. Mit einigen Rittern verließ er Frankfurt so schnell, daß man in der Eile des Aufbruchs sogar vergaß, die Reichskleinodien mitzunehmen. Die packte Frau Bertha sorglich ein und reiste in bequemen Tagesmärschen dem Gatten nach. Widerwillig nahm Heinrich sie bei sich auf.

Aber dann geschah das Wunder: es war wirklich bei Heinrich nur eine Laune gewesen. Bald war die Gemeinschaft zwischen den Gatten so fest, als habe es nie Zwist gegeben. Im Jahre 1071 wurde dem Paar der erste Sohn geboren. Nach dem Großvater erhielt er den Namen Heinrich. Im frühesten Kindesalter wurde er den Eltern wieder entrissen. Auf der Harzburg im Sachsenlande hat der Vater ihn bestattet.

Wenn Heinrich daran dachte, die alte Königsmacht seines Großvaters wiederzugewinnen, die unter der Mutter, den Erzbischöfen so viel verloren hatte, dann wurde sein Blick zunächst auf Sachsen gelenkt. Hier bestand keine geschlossene Herzogsgewalt über den ganzen Stamm mehr. Die Billunger, die den Herzogsnamen führten, geboten nur im Norden. Daneben gab es einen Pfalzgrafen, den Vertreter des Königs als Richter und Verwalter des Königsguts. Und längs der Elbe waren die Markgrafschaften zu selbständigen Herrschaften geworden. Vom ungeheuren Besitz der alten Sachsenkaiser, der nach Heinrichs II. Tode auf das Reich übergegangen war, hatten große und kleine Herren weite Teile der Krone entfremdet. Durch Heirat und Erbe hatten sich überall zahlreiche kräftige Herrschaften gebildet, in deren Besitz so manches Reichsgut verschwunden war. Die weitherzige Freigebigkeit der Sachsenkaiser hatte die Bischofssitze reich gemacht: Hildesheim, Halberstadt, Minden; daneben lagen die Familienklöster des erloschenen Geschlechts, jetzt Reichsgut, aber mehr oder weniger alle unter dem Druck oder der Macht des nächsten großen Herrn. Das alles hatte sich in langen Jahren eingelebt. Das Gedächtnis der Zeit war kurz, und nur zu leicht erschien als widerrechtliche Enteignung, was Rücknahme entfremdeten Gutes war. Im Lebenszuschnitt hatte man sich auf die Einkünfte dieser Güter eingerichtet. Sie verbanden vielleicht zwei getrennt liegende Besitzfetzen, und ihr Verlust mußte Wirtschaft und Aufsicht schwerer und teurer machen. Es gab fast keinen im Lande, der nicht zu verlieren hatte, wenn wirklich die Königsboten kamen und die Besitzurkunden forderten. Daß durch 100 Jahre die Königswürde bei einem sächsischen Hause gewesen, hatte den Stolz des Stammes mächtig erhöht. Er pochte auf Sonderrechte, und selbst Heinrich II., der doch auch aus

Sachsen

dem Blute des Voglers stammte, hatte diese Vorrechte beschwören müssen, bevor sich Sachsen herbeiließ, den König anzuerkennen.

Wollte Heinrich hier etwas erreichen, dann mußte er mit großer Macht kommen, dann mußte er möglichst viel selbst im Lande weilen. Aber die Besatzungen, die er in die Burgen legte, in die alten und seine eigenen Bauten, übten aus Übermut manche Gewalttat, sie kränkten die Heimischen oft wohl auch aus Unkenntnis der herrschenden Sitte. Der König zog Schwaben und Franken heran — die Sachsen betrachteten sie als Zwingherren. Der lange Aufenthalt des Hofes mit so vielen hungrigen und durstigen Kehlen und Mäulern lastete wirtschaftlich schwer auf dem umliegenden Land. Die Königsboten walteten nach fränkischem Recht; selbst das alte Volksrecht schien dem Stamme genommen werden zu sollen. Der freie Bauer duldete manchen tollen Streich der Königlichen, sah hier und da wohl auch Frauen und Töchter durch die rauhen Kriegsleute gekränkt; die Edlen, die Stifter verloren manche schöne Hufe, die in des Königs Namen als Reichsgut angesprochen wurde; die Großen fürchteten für ihre Ungebundenheit, wenn diese planvolle Arbeit noch lange weiterging — durch das ganze weite Land schlich dumpfe Unzufriedenheit.

Aber einstweilen ging Heinrichs Weg ruhig vorwärts; nach wenigen Jahren war der König in Sachsen stärker, als es seine beiden Vorgänger gewesen. Und doch — den Sachsen erschien das Königsregiment als Zwingherrschaft, und Heinrich vermochte seine Stellung nur zu behaupten, solange er mit den kleinen Häuflein, die in den Burgen lagen, nicht dem geschlossenen Widerstand ganz Sachsens begegnete.

Der Anfang des Kampfes

Da tat der König einen Schritt, der Sachsen gegen ihn in Waffen trieb. Unter den weltlichen Großen des Reichs waren zwei Männer, die ihm kühl oder als Feinde gegenüberstanden; das waren Otto von Bayern, ein Sachse, und Gottfried von Lothringen. Der hatte schon Heinrich III. schwer zu schaffen gemacht. Wirklich gefährlich war der schlaue, unzuverlässige Mann aber erst geworden, als er die Witwe Beatrix des Markgrafen Bonifaz von Canossa heiratete. Damit fielen ihm außer der Markgrafschaft über Tuscien die weiten Eigengüter des Hauses Canossa zu. Gegen diese Verbindung war Heinrich III.



Siegel von Heinrich IV. 1065



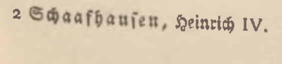
Siegel von Heinrich IV. 1078

Siegel von Heinrich IV. 1079

zum letztenmal über die Alpen gezogen und hatte den Lothringer vertrieben; Agnes gab ihm den italischen Besitz zurück, hier wie überall bemüht, durch Milde zu versöhnen. Auf der Höhe seiner Macht hatte aber Gottfried gestanden, als sein Bruder die Tiara trug. Erst diese Machtballung hatte der Kurie erlaubt, dem Kaiserhofe so kühl und feindlich zu werden. Nun starb Gottfried. Lothringen fiel an seinen Sohn, in Italien beerbte ihn für ihre Tochter Mathilde die Witwe Beatrix. Beide Frauen gerieten bald unter den Einfluß Roms — und daraus sollte Heinrich IV. noch viel Bitternis erwachsen. Einstweilen war er aber des Lothringischen Fuchses ledig und wandte sich gegen den anderen — gegen Otto von Nordheim. Zwischen beiden war die Feindschaft alt. Otto hatte mit Anno Teil an der Entführung aus Kaiserswerth, ein Ereignis, das Heinrich dem Kirchenfürsten wie dem Herzog nie vergessen hat. Ottos rücksichtsloses Umsichgreifen in Bayern schuf ihm viele Feinde, die nun Zuflucht in der Königsburg suchten. Zu wiederholten Malen hatte sich der Herzog im Reichsdienst nicht einwandfrei benommen, auf einer Gesandtschaft nach Italien auch mit Gottfried gezettelt. 1069 begleitete Otto einen Zug des Königs gegen die Liutizen und lud den Herrn auf eines seiner Güter. Hier wurde auf den dem Könige eng befreundeten Ritter Konrad, der regelmäßig des Herrschers Schlafgemach bewachte, ein Mordanschlag gemacht. Schon bald raunte das Gerücht, der sei eigentlich gegen den König gemeint gewesen. Und im folgenden Jahr fand sich ein Edler von schlechtem Leumund und bekundete, er selbst sei der Täter gewesen und von Otto gedungen, den König zu ermorden. Bestellte Arbeit? Heinrich lud den Herzog nach Mainz vor das Fürstengericht. Dort stand Aussage gegen Aussage, denn Otto behauptete, den Egino nie gesehen zu haben. Nun mußte ein Gottesurteil entscheiden. Dem Kampf entzog sich der Herzog, der in dem Ganzen ein planvolles Verfahren vermuten mochte; durch Fürstenurteil ließ ihm Heinrich Bayern absprechen, entzog ihm dann noch selbst seine Reichslehen und sein Eigengut und erklärte ihn friedlos. Bayern fiel an einen Welf. Der war der Sohn der letzten deutschen Welfin und des Markgrafen Azzo von Este. Mit einer Tochter Ottos vermählt, schickte er jetzt die Gattin dem Vater zurück und gewann für diesen

Otto von Nordheim

Otto verliert Bayern


2 Schaafhausen, Heinrich IV.



schamlosen Verrat Bayern. Otto fand Zuflucht bei Magnus, dem Sohn des Sachsenherzogs. Nachdem kurze Zeit der offene Kampf gedroht, unterwarf er sich mit seinen Freunden. Sie gerieten in ehrenvolle Haft. Da starb Ordulf, des gefangenen Magnus Vater, und nun zögerte Heinrich, dem Erben die Freiheit zu geben. Durch Sachsen lief das Gerücht, Heinrich wolle das alte Herzogtum überhaupt verschwinden lassen — aus der Unzufriedenheit wurde die Verschwörung.

Der junge Hof

Des Königs Hof glich dem seiner Vorfahren wenig. „Des Königs Räte" — das war einst ein Ehrenname gewesen, dessen sich einzelne alte, bewährte Männer rühmen konnten. Dieser neue Hof war jung — jung wie der König. Das ständige Geleit des Herrschers waren Ritterbürtige, nur wenig älter als der Herrscher. Sie schmückte jetzt der Ehrentitel, den früher nur Reichsfürsten trugen. Sie waren rasch in Rat und Tat wie ihr Herr, sie, die Gefährten bei Jagd und Gelage, die Schirmer seiner Schwertseite in der Schlacht, seine Vertrauten in der Beratung. Mancher alte, verdiente Mann blieb dem Hof fern, weil er sich nicht dem Übermut dieser jungen Leute aussetzen wollte; die Reichsfürsten hielten sich zurück, weil sie es als unter ihrer Würde erachteten, über die Angelegenheiten des Reichs mit den kleinen Ministerialen zu verhandeln, die des Königs ständiger Umgang waren. So kam es von selbst, daß Heinrich mehr und mehr ohne Zustimmung der Großen handeln mußte auch in Angelegenheiten, die nach dem Herkommen die Zustimmung wenigstens der am Hofe weilenden Fürsten erheischten. Er fand daran nichts auszusetzen, denn er wollte ja gerade nach und nach den reichsfürstlichen Einfluß zurückdrücken. Und im Vollgefühl des Sieges über die Sachsen mochte er glauben, daß aus Furcht vor seiner Macht entsprang, was nur mißbilligende Zurückhaltung war.

Trotzdem — es war wirklich Großes erreicht, als die Führer der Sachsen in seiner Hand waren, als er den Streit mit Otto von Nordheim ohne Kampf geendet hatte. Und man begann wirklich, den König zu fürchten, der als eben Zwanzigjähriger solche Proben von Geschicklichkeit und Entschlossenheit, aber auch von bedenkenlosem Vorgehen geliefert hatte. Denn die Begründung der Hochverratsklage glaubte dem Könige kein Mensch.

Und würde sich nicht fortsetzen, was in Sachsen siegreich begonnen war? Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Schwaben und des Königs Schwager, blieb dem Hof in betonter Unhöflichkeit fern. Gleiche Sorge einte ihn mit Berthold von Zähringen, der in Kärnten gebot, und nach kurzer Zeit fand sich auch ein Dritter im Bunde: Es war Welf von Bayern, den der König soeben belehnt hatte und der — nun im Besitz seines Herzogtums — schleunigst auf die andere Seite zurücktrat. Verschwörung in Ober-Deutschland

Noch trotzte der König unbesorgt. Er hatte gegen die Billunger ein geheimes Abkommen mit dem Dänen getroffen. Und geschickt hatte er seine bewaffnete Geleitschar in Lüneburg liegen lassen, damit die stärkste Veste der Billunger in seine Hand spielend. Ja, er wagte es, jetzt Berthold von Kärnten seines Herzogtums zu entsetzen. Magnus in Haft, Berthold abgesetzt, Rudolf nur mit Not diesem Schicksal entgangen, Otto aus Bayern vertrieben — es war wirklich Zeit, sich gegen diesen König zu waffnen, wenn es nicht zu spät sein sollte. Annos Bruder, Bischof Burchard von Halberstadt, war die Seele der Verschwörung, ihr gehörte Otto von Nordheim an, den der König auf Annos Vermittlung aus der Haft entlassen hatte. Trieb Anno ein Spiel gegen den König?

Heinrich war in Oberdeutschland gewesen, wo er große Rüstungen gegen die Polen durchgesetzt hatte. Jetzt kam er nach Sachsen zurück und beschied die Fürsten nach Goslar, um hier die gleichen Beschlüsse für die Reichsheerfahrt zu erreichen. Da erfuhr er von der weit gediehenen Verschwörung; er erschien nicht vor der Fürstenversammlung, sondern wandte sich nach seiner starken Festung Harzburg. Dieser Schritt trieb die Sachsen zur offenen Empörung. Auf einer Tagfahrt beschloß man die bewaffnete Erhebung gegen den König. Die Flamme, die so lange unter der Decke geglostet hatte, brach jach durch. Schon am 1. August 1073 sah sich Heinrich auf der Harzburg von einem mächtigen Heer eingeschlossen. Widerstand war unmöglich. Zum Schein ließ der König einige Tage verhandeln. Aber in der Nacht vom 8. auf den 9. August floh er aus der Burg und gewann durch die dunklen Wälder das Weite. Die Burg überließ er dem Schutz seiner tüchtigsten Gefährten. Er wollte seine Getreuen auf- Aufstand in Sachsen Heinrich flieht

rufen und mit ihren Aufgeboten überraschend über die Sachsen herfallen. Heinrichs Flucht wurde bald bekannt. Sie zeigte den Aufrührern, daß es sich nun nicht mehr darum handle, bewaffnet dem Herrscher einige Zugeständnisse abzutrotzen, daß nun ein Reichskrieg gegen Sachsen drohte. Und nun mußten sie sich besser rüsten, durften keinen Posten des Feindes im Rücken stehen lassen: die Anhänger des Königs, ob hoch oder niedrig, wurden rücksichtslos vertrieben, die Krongüter beschlagnahmt.

und gibt Sachsen auf

Den Wirren und dem kriegerischen Lärm entrissen, fand inzwischen Heinrich Zeit zum Nachdenken. Und da entdeckte er denn in dem Plan, zu dessen Durchführung er die Harzburg verlassen hatte, recht viele schwache Stellen. Die Glut der ersten Empörung verglomm, die Wucht des raschen Entschlusses wurden von Bedenken zerrieben. Und jetzt aus der Ferne blieb doch vor allen Dingen das Bild einer riesengroßen Enttäuschung. Daß man ihn in Sachsen nicht liebte, wußte der König, und er wußte auch, daß er keinen Grund zu großer Liebe gelegt hatte. Schwerlich konnte der aufmerksamen Beobachtung seiner zahlreichen Burgbesatzungen entgangen sein, was sich vorbereitete. Aber es war doch noch weit von Verschwörerplänen bis zu diesem überraschenden Stoß auf die Königsburg. Der schien zu sagen, daß es innerhalb eines feindlichen Sachsen für den Herrscher überhaupt keinen sicheren Fleck gebe. Es sprachen viele Gründe dafür, das Herzogtum für diesen Angriff auf den Träger der Krone zu strafen. Aber die Tatsache, daß der dichte Gürtel königlicher Burgen diesen überwältigenden Erfolg des Aufruhrs nicht hatte verhindern können, bewies doch, daß mit dem bisher geübten Verfahren nicht zum Ziele zu kommen war! Nun schon gar nicht, wo die vor aller Augen liegenden Tatsachen gezeigt hatten, daß Heinrichs so gefürchteter Burgenring so leicht übersprungen oder durchbrochen werden könne. Selbst wenn es gelang, für die Empörung Rache zu nehmen, hatte es keinen Zweck, zu den Plänen zurückzukehren, die die Sachsen mit einem aus dem Stegreif unternommenen Zug gegen des Herrschers Hofburg so leicht zerschlagen hatten!

Und nun, da seine eben noch so mächtige Stellung im Reiche auf ihre gediegene Gründung geprüft wurde, entsann sich Heinrich, daß

der Papst in der letzten Zeit mancherlei an ihm und seiner Umgebung auszusetzen gehabt hatte. Wenn Rom mit seinen Beschwerden jetzt Ernst machte, dann wurde es allerdings sehr gefährlich. Dabei stand fest, daß zwischen dem Papst und Rudolf von Schwaben allerhand geheime Fäden liefen! Dies eine Unglück in Sachsen hatte den Grundstein aus Heinrichs Machtbau gebrochen, und nun schien ihm alles zu wanken. Rundum nur gefahrdrohendes Dunkel!

Je mehr sich Heinrich in diese Lage vergrübelte, um so schlimmer erschien sie ihm, und um so mehr war jedes Mittel gut, das geeignet schien, wenigstens das Schlimmste abzuwenden.

Da die sächsischen Pläne in Fetzen lagen, hatte es keinen Sinn mehr, Magnus festzuhalten. Heinrich verfügte seine Freilassung. Das mochte noch die Nebenwirkung haben, die oberdeutschen Herzöge günstiger zu stimmen, bei denen allein bewaffnete Hilfe zu holen war. Um jeden Preis mußte aber der Papst aus dem Spiele gehalten werden; und so entschloß sich der König denn zu einem demütigen Brief, in dem er sich als großer Sünder bekannte und Abstellung aller Beschwerden verhieß.

Wenn die Lage wirklich so schlimm war, wie sie sich der suchenden Phantasie darstellte, dann waren dies in der Tat die besten Mittel, einen großen geschlossenen Bund zu verhüten. Aber obwohl Heinrich mit diesen beiden Schritten bekannte, daß er sich in einer übermächtigen Gefahr fühlte, verzichtete er doch nicht darauf, zur Rache zu rüsten. Und als er jenseits des Maines um Hilfe warb, zeigte ihm das Verhalten der Fürsten, daß er diese Maßnahmen kühleren Blutes doch wohl hätte vermeiden können. Zwar wurde ihm die schnelle Unterstützung nicht zuteil, auf die es ihm ankam. Denn er wollte Sachsen durch Überfall treffen. Die Empörung hatte so rasche und bedeutende Erfolge gehabt, daß man hinter dem Harz noch gar keine Zeit gehabt haben konnte, sich regelrecht zu rüsten. Und die Betäubung über den unerwartet großen Sieg mochte das Ihre tun, daß es zu planvoller Kriegsbereitung auch nicht zu bald kam. Diese Lage galt es zu jähem Gegenstoß zu nutzen! Diesem Plan versagten sich die Herzöge. Wohl aber versprachen sie, überhaupt helfen zu wollen. Denn die Volkserhebung war den Reichsfürsten genau so verhaßt

und verdächtig wie dem König. Was heute Heinrich am Harz widerfahren war, konnte morgen ihnen in ihren Landen begegnen. Denn im Kleinen trieben sie es nicht anders als der König und waren eifrig dabei, ihre Stellung auf Kosten ihrer Hintersassen zu stärken. So mußte sich Heinrich in zitternder Ungeduld mit dem Gedanken vertraut machen, im kommenden Jahre in regelrechtem Krieg zurückholen zu müssen, was jetzt durch einen raschen Stoß zu haben gewesen wäre.

Heinrich soll abgesetzt werden

Inzwischen schwoll den Sachsen der Kamm. Der Gegenangriff Heinrichs war in ihrem schwächsten Augenblick ausgeblieben. Das Zögern der anderen Fürsten schien darauf zu deuten, daß der König vielleicht überhaupt nicht ohne weiteres Unterstützung finden werde. Das Volk wollte von dem verhaßten fränkischen König nichts mehr sehen und hören. Nur mit Mühe verhinderten die Großen Beschlüsse, die alle Brücken verbrannt haben würden.

Alles schien daher auf einen schweren Krieg zu deuten, der im kommenden Jahr geführt werden würde. Hier die Sachsen, fest entschlossen, Heinrich nicht wieder ins Land zu lassen, dort das übrige Reich, dem Könige zwar nicht freudig folgend, aber doch entschlossen, die Volkserhebung niederzuwerfen, die ein böses Beispiel werden konnte. Bis zu dem Tage, an dem die Schwerter entschieden, würde also alles in der Schwebe bleiben.

Da trat etwas ein, was die Sache des Königs in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit stürzte. Wie er gegen Otto von Nordheim einen Kläger gefunden hatte, so war jetzt ein Mann da, der umgekehrt erklärte, von Heinrich zum Morde an Otto gedungen zu sein. Nun machten die Franken mit den Sachsen gemeinsame Sache, von der oberdeutschen Hilfe war nicht mehr die Rede, Rudolf und Berthold machten ihr festes Bündnis mit Otto und den Seinen, Erzbischof Siegfried von Mainz lud zum Fürstengericht, das darüber befinden sollte, ob Heinrich noch würdig sei, die Krone zu tragen.

Da warf eine Krankheit den König nieder. Aber jäh wie der Zusammenbruch gekommen war, schwand er auch wieder. Heinrich durfte jetzt, gerade jetzt nicht krank sein, da in Mainz um sein und seines Geschlechtes Schicksal gewürfelt werden sollte! Wenn auch als

Beklagter, der König mußte auf dieser Versammlung erscheinen. Tagten die Fürsten ohne ihn, dann war nach menschlichem Ermessen alles verloren. Und so ritt denn Heinrich gen Westen, um zu retten, was vielleicht noch zu retten war. Nichts schien ihm mehr zu gehören als die Treue derer, die hinter ihm ritten. In Wahrheit war die Krone in diesem Augenblick verloren; Heinrich zog nach Mainz, sie wiederzuholen. Aber wie groß waren die Aussichten dieses verzweifelten Vorhabens? War es nicht besser, die Dinge laufen zu lassen, als gegen die Meinung des ganzen Reiches das Unmögliche zu versuchen?

So kam der König vor die Tore von Worms. Die hatte Bischof Adalbert dem machtlosen Herrscher sperren wollen. Aber — da erhob sich die Bürgerschaft, vertrieb den Bischof und holte mit Jubel ihren König in ihre Mauern. Heinrich hatte wieder eine Stätte, wo er sicher ruhen durfte. In einem großen Freibrief vom 18. Januar 1074 hat er für die Treue der Stadt seinen Dank gebracht. Und schon flog der Sturm durch die andern rheinischen Städte. Die Bürgerschaften ließen sich den König nicht antasten, der soviel für ihr Gedeihen tat. Sogar Anno fand seine lieben Kölner aufsässig. Die Bischöfe, die ihre Schäflein so in Aufregung sahen, begriffen, daß sie jetzt gegen Heinrich nichts unternehmen durften. Die Rettung

Der Mainzer Tag unterblieb auf die Kunde von den Wormser Vorgängen. Aber wie standen nun die Sachsen da? Sie hatten ihren Verbündeten zugeschworen, sie würden sich dem Könige unterwerfen, wenn ihn Fürstenurteil nicht bis Weihnachten abgesetzt hätte. Damit war es nun nichts. Die Bischöfe waren durch die Aufregung der Städte an die Kette gelegt, und ohne sie hatten die weltlichen Fürsten keine Lust, ihre Haut zu Markte zu tragen. Aber die Sachsen waren so fest davon überzeugt gewesen, daß Heinrich in Mainz die Krone verlieren werde, daß es in ihren Augen kein Zurück mehr gab. Sie beschlossen, im Februar zu Fritzlar über Heinrich zu richten. Vielleicht dachte man dabei daran, daß auch der erste deutsche König sächsischen Blutes in Fritzlar zum Könige erhoben worden war, und hoffte auch diesmal mit einem sächsischen König von der Tagung heimzukehren. Sachsen bleibt halsstarrig

Als die Bürgerschaften der rheinischen Städte Heinrich zufielen, besaß er wieder eine bedeutende Macht, denn damit war er schon jedem

einzelnen der Kirchenfürsten in seiner eigenen Stadt überlegen. Und hätte er die Städter aufgeboten, um sie geschlossen gegen die Fürsten zu führen, so hätte er ein stattliches und kriegstüchtiges Heer hinter sich gehabt. So war bei den Gegnern des Königs Unsicherheit; Heinrich schmiedete das Eisen, so lange es heiß war. In Oppenheim traf er die Fürsten, bekannte vor ihnen seine jugendlichen Vergehungen und gelobte Besserung. Vom Fürstengericht war nicht mehr die Rede. Die Mordklage sollte durch Gottesurteil entschieden werden; und als bald darauf der Kläger im Wahnsinn starb, schien Gott gesprochen zu haben. Da stellten sich die rheinischen Großen wieder auf des Königs Seite.

Das Reich steht zum König

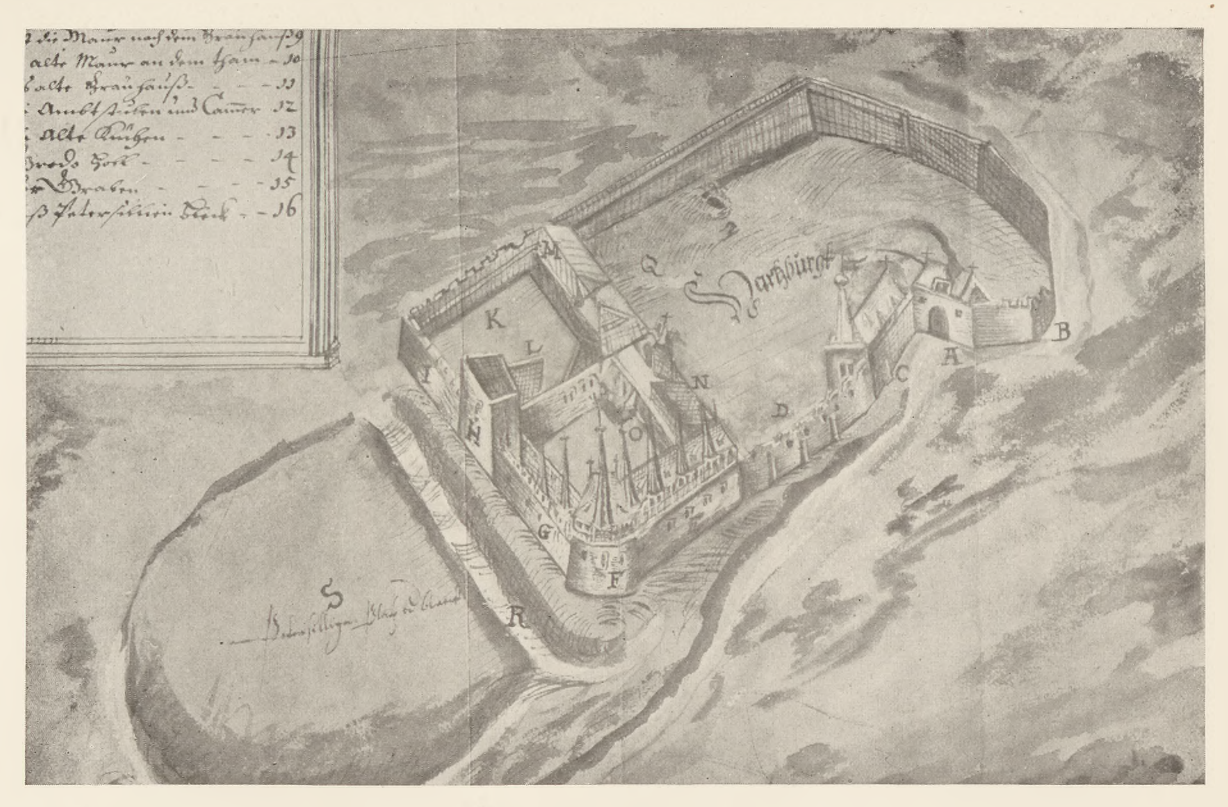
Welch ein Umschwung in wenigen Monaten! Aber auch jetzt war keine Zeit zur Muße. Eilig sammelte Heinrich ein Heer und zog gegen die Sachsen. Der Kampf wurde durch Vermittlung der Fürsten vermieden. In Gerstungen schloß der König am 2. Februar 1074 mit den Aufrührern einen Vertrag. Sie gaben ihren Widerstand auf, während der Herrscher auf ungefähr alles verzichten mußte, was er in Sachsen gewonnen hatte.

Im Sommer traf man sich wieder in Goslar, um im einzelnen die Bedingungen durchzusprechen und über ihre Ausführung zu beschließen. Otto von Nordheim gewann das Versprechen, er solle binnen eines Jahres wieder in Bayern eingesetzt werden. Dagegen sollten die sächsischen Edlen entfremdetes Königsgut zurückgeben.

Die Harzburg zerstört

Das waren Abmachungen, die den Bauer wenig angingen. Ihm lag daran, daß die königlichen Burgen im Lande geschleift wurden, wie in Gerstungen ausbedungen. Die Herren verhandelten; wie leicht konnte daraus ein Vergleich entstehen, der alles beim alten ließ! So scharten sich ungeordnete Haufen zusammen, überfielen die Harzburg und zerstörten die ganze weitgedehnte Anlage: die Befestigungen mit der Wohnburg, die sie umschlossen, und mit der Kirche, in der die Gebeine von Heinrichs Bruder und erstem Söhnlein beigesetzt waren. Zügellos hausten die Horden auf Heinrichs Lieblingssitz.

Derweil wurde in Goslar alles beschworen und zum guten Ende geführt. Aber Heinrich verließ das Land tief gekränkt. Und mochten



Die Harzburg im Jahre 1574
Zeichnung im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel

gleich die Großen Sachsens jetzt selbst Angst vor dem Volkssturm bekommen und jede Gemeinschaft mit ihm ablehnen — nach dieser Verletzung der königlichen Würde war es nur zu gewiß, daß Heinrich sich rächen werde und rächen müsse. Konnten aber die Fürsten und Edlen die Bauernscharen führerlos dem Racheschwert überantworten? War es nicht sehr wahrscheinlich, daß der sichere Sieg über die Bauernhaufen den Herrscher veranlassen werde, nochmals das Werk anzugreifen, das die Führer zusammen mit den Bauern zerstört hatten? Und was hatten sie dann zu verlieren? Wie unheimlich ihnen die Bauernbewegung sein mochte — jetzt gehörten sie als Führer an ihre Spitze, sonst schenkten sie dem Könige den sicheren Sieg und damit die Macht, auch über sie nach seinem Willen zu schalten. Sie mochten Aufruhr und wilde Gewalttat verurteilen — jetzt mußten sie sich zu ihren Genossen machen, um nicht ihr Eigenes zu gefährden. Und der ungebärdige Genosse drängte sie auf Bahnen, die sie nach ihrem eigenen Willen nie betreten hätten. Man hatte sich soeben in Goslar mit dem Könige über Mein und Dein vertragen. Aber damit hatte man den König auch anerkannt. Das Volk aber wollte den Franken überhaupt nicht mehr! Es verlangte nach einem Herrscher seines Blutes und seines Rechtes, der die alten sächsischen Ehren und Rechte schütze und mehre. Die Königsgewalt des Stammesfremden galt als Zwingherrschaft, der sich der freie Stamm nicht beugen dürfe. Wenn die Fürsten die Bauernscharen unter ihren Befehl bringen wollten, um sie planvoll führen zu können im sicher kommenden Kriege, dann war das nur möglich, wenn auch sie sich zu dem Ziel bekannten, an Heinrichs Stelle einen Sachsen auf den deutschen Thron zu setzen oder aber das Herzogtum dem Reich zu entfremden.

So wurde denn vom Kyffhäuser bis zur Elbe und von Magdeburg bis über die Weser mit Macht gerüstet.

Reichskrieg gegen Sachsen

Auch der König bereitete seine Rache sorgsam vor. Mit einem raschen Gewaltstoß war es hier nicht getan. Der Aufschwung seiner Macht hatte ihm überall große Achtung eingetragen. Nicht einer wagte, ihm die kalte Schulter zu zeigen. Denn zu deutlich lag es am Tage, wieviel der König sich selbst verdankte, wie sehr er seine Stel-

lung von heute selbst gebaut hatte auf dem ersten Grundstein, den das Schicksal ihm in Worms unter den strauchelnden Fuß geschoben hatte. Und war schon 1073 die Empörung über den Volksaufstand bei den Fürsten allgemein gewesen, so dachten sie jetzt, daß sie ihrer aller Sache zu verteidigen hätten. So erreichte Heinrich, daß der Reichskrieg gegen Sachsen beschlossen wurde; im Sommer 1075 sollte sich das Heer an der Fulda sammeln... Die Sachsen lagern unbesorgt an der Unstrut. Wohl zieht der König heran, aber er ist noch so weit ab, daß vor morgen, übermorgen nichts zu befürchten ist. Die Führer beraten in Ruhe den Schlachtplan. Da brechen die schimmernden Reihen des Reichsheeres aus den Wäldern im Süden und nähern sich im stürmischen Anlauf dem Flüßchen, dem Lager. Verwirrung entsteht, alles drängt zum Ufer, und dicht geballte, aber ungeordnete Haufen stemmen sich dem Angriff entgegen.

Schlacht an der Unstrut

Heinrich hatte nach langem Marsch gelagert. Wenn er mit der üblichen Leistung für den Tagesmarsch zog, konnten die Sachsen ihn erst am übernächsten Tage erwarten. Darum war er eiliger und weitergeritten, um sie einen Tag früher überraschend zu treffen. Erschöpft ruhte er in seinem Zelt. Da trat der Herzog Rudolf bei ihm ein: der Feind lagere nur wenig entfernt hinter der Unstrut, ohne Wachen und anscheinend ohne Kenntnis von Heinrichs Nähe. Sofort ist der König in Waffen und zu Roß, das Heer bricht rasselnd wieder auf. Ein Haufen biegt seitwärts ab — er hat seine besondere Aufgabe. Und wirklich, als nun die Treffen des Heeres ins Unstruttal treten, bemerkt man, wie drüben wimmelnde Bewegung entsteht. Wirre Massen schieben sich an den Uferhang. Im stürmischen Anritt brechen des Königs Scharen gegen sie vor. Aber was durch Überraschung gewonnen wurde, schmilzt vor der harten Schlagkraft der Sachsenschwerter schnell dahin. Überall taucht Otto von Nordheim auf, feuert an, ordnet; gegen ihn ist kein Durchdringen. Aber Heinrich blickt unbesorgt auf das blutige Getümmel, in dem die Seinen sich zu erschöpfen scheinen. Er weiß, daß seine beste Waffe noch nicht zugeschlagen hat. Da wirbelt hinter den Sachsen Staub auf. Die vom Könige seitwärts entsandte Schar bricht in den Rücken des am Flusse fechtenden Feindes. Nun entschart sich alles in wilder Flucht. Reich

erntet das Schwert des Verfolgers, und unter die entweichenden Haufen brechen die Thüringe, um ihr Mütchen am alten Erbfeinde zu kühlen und dem Könige zu beweisen, daß ihr Zögern zum Reichsaufgebot nicht Feindschaft gegen ihn sein soll. Die Verfolgung griff bis über den Harz. Dann mußte Heinrich aus Mangel an Lebensmitteln umkehren. Eine neue Heerfahrt wurde für den Herbst angesagt. Nun wollten die sächsischen Fürsten bis zum bitteren Ende weiterfechten. Zu verderben war nichts mehr, und vielleicht konnte das Schlachtenglück noch alles wenden. Aber der Bauer wollte nicht mehr. Er sah seine Ernte bedroht. Selbst als nun die Fürsten zur Wahl eines Sachsenkönigs riefen, blieben sie allein. Und schon griff der Sieger mit Verhandlungen und Kirchenstrafen auch in ihr Lager. Wer das Seine sichern wollte, machte jetzt noch mit dem Herrscher seinen Frieden. Am 22. Oktober brach das Reichsheer auf — die Oberdeutschen fehlten diesmal. Sie mochten bedenklich geworden sein über die Folgen eines zu vollständigen königlichen Sieges. Am 26. Oktober unterwarf sich Sachsen ohne neuen Kampf auf Gnade und Ungnade. Was vor zwei Jahren hoffnungslos verloren schien, war zurückgewonnen und besser befestigt. Denn hinter des Herrschers Gebot stand jetzt die drohende Erinnerung an einen Schlachtensieg über die gesammelte sächsische Macht, an überlegene Kriegführung und eine Politik, die es fertig gebracht hatte, einen eisernen Feindesring zu sprengen. Als Sieger feierte Heinrich den Martinstag in Worms. Er sollte sich des Sieges nicht lange freuen.

Sachsen unterworfen

Gregor VII. / 1076—1084

Seit mehreren Jahren stand für den König ein Wetterleuchten über dem italischen Himmel; immer aber hatte sich die Gefahr wieder verzogen. Jetzt gerade, in die hellste Siegesblüte, fuhr der Blitz aus Rom. Der Papst hatte ihn geschleudert. Seit zwei Jahren saß auf dem Stuhle Petri Gregor VII., der vor der Wahl der Kardinal Hildebrand geheißen hatte.

Vor dem politischen Gegner Hildebrand-Gregor hatte man am Königshof die höchste Achtung. Denn er konnte auf eine lange Reihe

erfolgreicher Taten hinweisen, und alle hatten sich gegen das Reich gerichtet.

Gregor VII. Denn dieser Kardinal und Papst war seit langen Jahren der wahre Leiter der Kurie.

Er hatte sie in ihren Bund mit der Pataria geführt — er hatte in Wahrheit die Päpste seit Victor II. ernannt — er hatte Nicolaus II. vermocht, im Jahre 1059 das Dekret über die Papstwahl zu erlassen, das die Rechte des deutschen Königs kühl beiseite schob — er hatte der Kurie eine mächtige Rückenstütze geschaffen, indem er ihr die Waffenhilfe der jungen, unruhigen Normannenherrschaften in Unteritalien sicherte, auch dies gegen sichere und auch von ihm nicht bestrittene Rechte des Reichs. Sicherlich, das alles war nur möglich gewesen, weil in all diesen Zeiten dem Reiche die starke Hand fehlte — Heinrich III. hätte sich trotz aller Verehrung für Papst und Kirche diese Minderung seiner Rechte nicht gefallen lassen und wäre der Mann gewesen, seinen Widerspruch erfolgreich zu verfechten. Aber gerade diese ruhige Benutzung einer Schwächezeit zeigte den überlegenen Kopf. Das Ganze schien durchaus in den von der Kurie wieder und wieder betretenen Bahnen der Reichsfeindschaft zu liegen, die vor kräftigen deutschen Herrschern regelmäßig hatten verlassen werden müssen.

Nur trat dies Streben jetzt sehr viel planvoller auf, war erfolgreicher als je. Aber der König und seine Räte mochten sich trösten, daß ein kraftvoller Romzug die Dinge schon zurechtrücken werde, zu dem ja einmal Zeit und Ruhe kommen mußten. Dann waren mit einem Heere vor den Toren der ewigen Stadt die Verluste bald wieder eingeholt. Daß der Papst gelegentlich väterlich mahnende, drohende, grobe Briefe schrieb, war immer so gewesen, solange der König in Deutschland gebunden war. Stand der König erst in Verona oder Pavia, so änderte sich der Ton wohl bald. So sah man in Gregor wohl einen gefährlichen Gegenspieler, aber man dachte doch ihn meistern zu können, wenn ihm nur erst gezeigt werden konnte, auf wie schwachen Füßen seine Herrschaft mit der ewig aufruhrlüsternen Stadt Rom im Rücken stand. Der Papst war unbequem und vielleicht gefährlich, wenn er noch lange Zeit behielt; aber der Entschluß

des deutschen Königs, selbst nach Italien zu gehen, konnte und mußte dies Wirrbild päpstlicher Macht zerreißen.

So war es noch immer gewesen — warum sollte es diesmal anders sein?

Und es war sehr viel anders!

Denn wohl war Gregor der schlaue Politiker, der daran arbeitete, den päpstlichen Stuhl von der deutschen Krone zu lösen. Aber es war nicht der Machthunger des Staatsmannes, der ihn vorwärts trieb. Gregor verfocht einen großen Gedanken, der sich zunächst in diesem Kleid versteckte, der aber beim ersten ernsthaften Zusammenstoß siegreich ans Licht treten und ihm überall Helfer werben mußte. Gregors Pläne

Seit Jahrzehnten war nun Petri Stuhl im Besitz von Männern, die ehrlich an einer Reform der Kirche arbeiteten — denen der Kardinal Hildebrand die Wege bereitete. Aber unter Heinrich III. hatte sich der Kaiser selbst des Reformwerks bemächtigt, und der Papst war sein Werkzeug gewesen. Und in der Folge war Papst nach Papst so schnell gestorben, waren um die neue Wahl in Rom immer neue Wirren entstanden, so daß Hildebrand seinen Wagen nur langsam von der Stelle brachte, weil jedesmal zuviel Zeit verlorenging, bis überhaupt Ordnung geschaffen und die planmäßige Arbeit wieder möglich war. Diese Erfahrung, daß er als der geheime, aber doch nicht allmächtige Leiter nicht vom Fleck kam, wie er es für nötig hielt, hatte Hildebrand veranlaßt, als der Heilige Stuhl im Jahre 1073 wieder frei wurde, nun die höchste Würde entschlossen für sich selbst zu suchen. Aus wilden Wirren, die mit den Bestimmungen von 1059 im krassen Widerspruch standen, ging der Papst Gregor VII. hervor.

Was dem Minister nur bruchstückweise und viel zu langsam geraten war, mußte dem Herrscher gelingen.

Dem Papst war es gar nicht um eine Besserung der Kirche zu tun, wenn sie durch den deutschen König, den Kaiser, kam. So segensreich das Wirken Heinrichs III. gewesen sein mochte — der Kardinal Hildebrand hat es zu den Lebzeiten des Kaisers selbst hochgepriesen —, diese Zeiten durften nicht wiederkehren!

Gregor wollte eine Kirche, die nach außen ganz unabhängig wäre, in deren Gefüge keine weltliche Macht eindringen könnte, und deren

Inneres von manchen Mißständen zu säubern war. Und das alles unter Leitung des Papstes, der allein als Gottes Stellvertreter auf Erden unfehlbar sagen konnte, was zu geschehen habe. Zu dem Zweck mußte aber die Kirche, wie er sie vorfand, als einen Bund fast selbständiger Erzstifter, die im römischen Stuhl nur den Bischofssitz höchsten Ansehens verehrten, umgebildet werden in eine Alleinherrschaft des Papstes über eine wohlgegliederte, unbedingt zuverlässige Geistlichkeit.

So schuf Gregor die regelmäßigen Fastensynoden in Rom, zu denen im Grundsatz alle Bischöfe zu erscheinen hatten, und zu denen wirklich von Jahr zu Jahr mehr kamen. Auf diesen Versammlungen, die unter seinem Vorsitz stattfanden, wurden Verfehlungen besprochen, bestraft, abgestellt, Lehrsätze aufgestellt, wurden vor allen Dingen die Bischöfe enger an den Papst herangezogen und zum Gehorsam gegen Rom gewöhnt. Bald konnte Gregor Rechenschaft fordern wegen unentschuldigten Fehlens, was dann Erzbischof Liemar von Bremen zu dem erbosten Stoßseufzer trieb, der Papst gewöhne sich an, die Erzbischöfe wie seine Meier zu behandeln.

Drei Punkte waren es vor allen Dingen, die immer wieder behandelt wurden: daß die Ehelosigkeit der Geistlichen noch nicht überall selbstverständlich war, daß Simonie geübt — daß also die Erlangung geistlicher Würden mit Geld bezahlt wurde, und schließlich, daß Laien Geistliche investierten. Die erste Frage ging nur die Kirche an. Da mußte Gregor versuchen, die geistlichen Oberen zu schärferer Aufsicht zu zwingen. Denn der Mißbrauch der Priesterehe fand sich gemeinhin nur bei den untersten Würden. Und schon dies wurde ihm schwer genug. Denn gaben auch alle zu, daß der Papst Recht habe, so behaupteten doch die meisten Bischöfe, von heute auf morgen lasse sich eine alte Gewohnheit nicht abstellen. Aber gegen diesen stillen Widerstand rief nun der Papst die Laien auf und fand an ihnen eine gefährliche Bundesgenossenschaft. Denn die Massen in den Völkern waren es ja gerade, die in dieser Kirche ihr Seelenheil nicht mehr gesichert glaubten, und die darum nach einer Besserung schrien. Griff der Papst aber die beiden andern Fragen an, so geriet er überall in der Christenheit an die weltlichen Gewalten, am schärfsten freilich in Deutschland.

Die Übung, die seit langem als Simonie gegeißelt wurde, gegen die Gregor jetzt die Beschlüsse seiner Synoden ins Feld führte, war in Deutschland alt und erschien als ein gutes Recht des Königs. Wenn der die Nutznießung des reichen, den Stiftern verliehenen Reichsgutes vergab, so fand er kein Arg darin, sich von dem Belehnten eine Erkenntlichkeitsgabe zahlen zu lassen. Gerade unter Heinrich IV. wurde dieser Brauch häufiger geübt als früher. Immerhin, das ließ sich abstellen und griff dem Königstum nicht ans Leben. Um Sein und Nichtsein rangen aber König und Reich, wenn der Papst mit seinem Anspruch ernst machte, die Laieninvestitur habe aufzuhören. Die Könige hatten nach und nach soviel Gut an die Kirche vergeben, daß ihre Macht brüchig wurde, wenn sie der Dienste nicht mehr sicher sein durften, die an diesen Besitz gebunden waren. Die Verpflichtung dazu schwand, wenn der Bischof, der Abt, nicht mehr den Lehnseid in des Königs Hand schwur. Und selbst wenn er das tat, blieb alles höchst unsicher, sobald der Herrscher diese wichtigsten Stellen des Reichs nicht mehr mit Männern seines Vertrauens besetzen konnte und den Zufall der freien Wahl anerkennen mußte.

Und noch mehr: Gregor war nicht nur der klare Kopf, der diese Gedanken in lückenloser Geschlossenheit aussprach; er hatte hinter sie eine machtvolle Persönlichkeit zu stellen. Klein von Gestalt und häßlich von Ansehen hatte der Papst äußerlich wohl wenig Anziehendes. Seiner Schroffheit wegen galt er den Römern als „rauh wie der Nordwind".

Aber er war heilig überzeugt, daß der Christenheit und der Kirche nur dadurch geholfen werden könne, daß sie aus allen weltlichen Banden befreit würden. Den Beruf, diese übermenschlich schwere Aufgabe durchzuführen, fand er in einem unmittelbaren Verkehr mit den himmlischen Gewalten. So hatte sich ja auch der Kardinal Hildebrand schützend neben den kühnen Kämpfer Berengar von Tours gestellt, als der gegen die immer mehr Anhänger gewinnende grobsinnliche Auffassung des Wandlungswunders in der Messe zu Felde zog und deshalb als Ketzer verdächtig wurde. Gregor ließ sich den Zugang zum Himmel nicht zumauern, womit überall Denken und Theologie beschäftigt waren. Er brauchte und hatte seine unmittelbare

geistige Erfahrung und aus ihr das heilige Recht, alles an die Befreiung der Kirche zu setzen. Dies alles war ein Wille von fanatischer Stärke und Spannung. „Der Heilige Satan" hieß seinetwegen Gregor in seiner nächsten Umgebung. Dies alles war ein Kopf von höchster Klugheit und Verschlagenheit, dies alles war ein unerschütterlicher Mut, war höchste Kühnheit, die selbst dann noch nach den erhabensten Zielen griff, wenn Leben und Freiheit schon in äußerster Gefahr waren. Ein Leben von makelfreier Reinheit gab dem Papst die Sicherheit, Großes zu fordern. Wohl wandte er an sein Ziel alle überhaupt erreichbaren Mittel und hat auch vor Lug und Trug nicht zurückgeschreckt, aber er tat es doch, um etwas Hohes und Bedeutendes zu erreichen. Und der felsenfeste Glaube an diese Aufgabe adelte sein Verfahren, ließ sein Ansehen unerschüttert die schlimmsten Rückschläge überdauern. Denn das Bewußtsein der innigsten Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen trieb ihn wieder und wieder zu Kühnheiten, die er bitter bezahlen mußte; es war, als wolle sich der Papst zum Märtyrer seiner Gedanken machen, um so desto sicherer zu wirken. Schonung seiner selbst war diesem Manne vollkommen fremd.

Wenn aber die Kirche ihrer Aufgabe würdig nur dann lebte, sobald sie ganz in sich ruhte, was dann? Sie war dann nicht nur frei, sie war über jede weltliche Gewalt erhöht! Alle brauchten den Papst, aber nicht alle brauchten den König. Und wie der König selbst im Papst seinen geistlichen Oberen verehrte, wie der Papst zum Kaiser krönte, so war der Papst als Stellvertreter Gottes zur Aufsicht auch über die Könige bestellt, konnte sie richten, strafen, absetzen. Ihm eigentlich kamen die Zeichen kaiserlicher Würde zu, und wenn der Papst einen Laien zum Vogt der Kirche, zum Kaiser bestellte, so wurde der Beamter, Lehnsmann des Papstes; der Papst war in Wahrheit das Oberhaupt der Christenheit, der Gott-Kaiser!

Wahrlich, ein Mann von solchen Gedanken, solcher Persönlichkeitswucht, solchen geistigen Mitteln war unendlich viel mehr als ein kluger Politiker auf Petri Stuhl, der aus den Verlegenheiten des Reiches für seine Herrschaft Vorteile fischen wollte! Hier ging es nicht darum, ob man früher oder später mit Waffengewalt zurückholen



Gregor VII.
Miniatur aus der Handschrift 319 der Leipziger Universitätsbibliothek

sollte, was gegen herrschendes Recht genommen war; hier zog der Entscheidungskampf herauf, ob es gelänge, die Würde und Gewalt des Reiches zu retten gegen den Papst, gegen die Kirche, gegen die neue Innerlichkeit der Massen und darum gegen die Völker selbst!

Zu Anfang freilich ließen sich die Dinge ruhig genug an. Wohl kamen gelegentlich Beschwerden aus Rom, aber man fand immer einen gütlichen Ausgleich. Fastensynode 1075

Die Priesterehe ging den König nichts an. Aber dann verfügte die Synode von 1075, daß jeder Simonist dem Banne verfallen solle, daß jeder Laie gebannt sei, der einen Geistlichen mit Ring und Stab investiere. Diesen letzten Beschluß erfuhr man am deutschen Hof amtlich nicht. Der Papst erwähnte ihn in einem Brief, um gleich hinzuzusetzen, daß er die besonderen deutschen Verhältnisse anerkenne und zusammen mit dem geliebten Sohn Heinrich nach einem passenden Ausweg suchen werde. Bald allerdings kamen Beschwerden, daß der König den Umgang mit seinen wegen Simonie gebannten Räten nicht aufgebe. Und schließlich kam der Bruch. Denn Heinrich ging über die Schlüsse der Synode hinweg, als seien sie in den Wind geredet, und setzte gerade jetzt aus königlicher Machtvollkommenheit einen Erzbischof in Mailand ein. Dazu konnte Gregor nicht schweigen, und sein nächstes Schreiben klang in die schwere Drohung aus, ob Heinrich das Schicksal Sauls vergesse. Damit war der päpstliche Anspruch auf ein Aufsichtsrecht über die Könige angemeldet. Aber was vermochte der Papst, der ihn nicht eingesetzt hatte, über den rechtmäßigen Herrscher des deutschen Volkes? Wie kam er überhaupt dazu, in Hoheitsrechte des Reiches hineinzureden, die das Reich mit dem Schwert gewonnen und behauptet, aber niemals vom Papste erhalten hatte? Erste Drohung Gregors

Und dieser Brief traf Heinrich gerade, als er im Hochgefühl des Sieges sich sicher wie nie zuvor fühlen durfte, als er meinen konnte, nun jedem Kampf gewachsen zu sein. Soeben hatte er Rechte des Reiches siegreich verfochten, seit Jahren rang er darum, Vertanes zurückzugewinnen; gerade jetzt sollte er auf ein Recht verzichten, das den deutschen Königen noch nie bestritten worden war? Wie lange war es denn her, daß sein Vater Päpste abgesetzt hatte? Wie kamen

überhaupt Synode und Papst dazu, ihm in Dinge hineinzureden, die seit Alters Angelegenheiten der weltlichen Gewalt waren?

Nationalkonzil in Worms

Stolz, Empörung, jugendliches Feuer gingen mit dem Könige durch. Er berief seine Bischöfe nach Worms. Hatte ihm Gregor mit dem Verlust der Krone gedroht, so wollte er Gregor vom Stuhle stürzen!

Am 24. Januar 1076 waren 24 Bischöfe in Worms versammelt.

Gregor abgesetzt

Sie kamen zu dem Schluß, daß Gregor durch regelwidrige Wahl Papst geworden sei und den Stuhl Petri zu Unrecht innehabe. König und Versammlung luden in zwei Schreiben den Papst ein, von seinem Amt zurückzutreten.

Diese Briefe trafen in Rom gerade zur Fastensynode ein. Die beiden Königsboten erschienen vor der feierlichen Versammlung und meldeten, was ihnen aufgetragen war. Vor der wild aufflammenden Empörung mußte der Papst selbst die beiden schirmen. Dann wandte

Heinrich gebannt und abgesetzt

er sich in feierlichem Gebet an den Apostelfürsten, berief sich darauf, daß er nur um der Kirche willen lebe und wirke, wie der deutsche König ihm entgegengetreten sei, und dann — bannte er den König und sprach alle Untertanen und Lehensträger des Treueides ledig!

Zum erstenmal, seit Papst und deutscher König zusammen die Geschicke des Abendlandes leiteten, geschah es, daß der König gebannt wurde.

Und rasch sollte sich zeigen, daß Heinrich falsch gehandelt, als er sich zu den Wormser Beschlüssen hinreißen ließ. War er überzeugt, daß Gregor als machtsuchender Staatsmann handelte, dann war die Antwort auf des Papstes Verhalten der bewaffnete Zug gegen Rom. Denn dann hatte sich der Papst auf ein Feld gewagt, auf dem Heinrich überlegen war, und die schneidige Beweiskraft deutscher Schwerter nützte mehr als alle Synoden.

Gregor gebannt

Aber so günstig lagen die Dinge für den König nicht. Als er von den römischen Ereignissen hörte, rief er wieder eine Versammlung zusammen und erreichte, daß ein treuer Bischof den Bann über den Papst aussprach.

Beginnender Abfall

Aber schon waren nicht alle gekommen, die in Worms gewesen, und manche entfernten sich, als sie sahen, wohin des Königs Wünsche ziel-

ten. Die meisten deutschen Bischöfe waren mit Gregor durchaus nicht einverstanden; denn sie dachten nicht daran, sich um kanonischer Forderungen willen ihre Reichsfürstenwürde entwinden zu lassen, und sahen in Gregors Streben, eine unbedingte Gehorsamspflicht der Bischöfe dem Römischen Stuhl gegenüber zu begründen, einen anmaßenden Übergriff.

Doch gegen den Papst wollten sie dem Könige auch nicht folgen. Und wie hier der Abfall begann, so setzte er sich reißend schnell fort. Fassungslos sah Heinrich, wie die Zahl seiner sicheren Anhänger von einem Tag zum andern kleiner wurde. Er war persönlich fromm und der Kirche aufrichtig ergeben. Aber wie sein Großvater, hielt auch er sein Königsamt für eine christliche Pflicht, die der König und nur der König tragen konnte. Mußte er dabei um des Ganzen willen hin und wieder über die Grenzen des Erlaubten treten, war der Priester dazu da, das auszugleichen. Aber sein Königsrecht teilte er mit keinem und gab keinem Priester — und sei es auch der höchste — das Recht, in unbestrittenen Besitz des Reiches einzugreifen, als dessen Amtmann er durch den einhelligen Willen seines Volkes erwählt, gekrönt war.

Aber die Menschen um ihn dachten anders! Sie fürchteten den Bann und die Folgen des Umganges mit einem Gebannten. Sie verließen ihn.

Fürstenbeschluß gegen Heinrich

Und nun war auch für die Fürsten die Stunde gekommen. Waren sie vor dem Sachsensieger zurückgewichen, so war jetzt die Gelegenheit da, alle Gefahren, die ihrer Stellung für die Zukunft von Heinrich drohen mochten, mit einem Schlage zu beseitigen. So versammelten sie sich am Rhein und beschlossen, der König solle seine Krone verloren haben, wenn er nicht binnen Jahresfrist vom Banne gelöst werde; der Papst wurde eingeladen, selbst nach Deutschland zu kommen und den Streit zwischen König und Fürsten als Schiedsrichter zu schlichten.

Heinrich will sich wehren

Zunächst wollte sich Heinrich mit Waffengewalt wehren. Aber dann wurde ihm deutlich, daß das nicht der Weg zum Ziele war. Der Abfall mußte andauern, solange der Bann bestand, und eines Tages würde er zu siegreicher Behauptung im Felde zu schwach geworden sein. Kam dann vollends Gregor nach Deutschland, so stand der Aus-

gang eines Fürstengerichts, stand der Inhalt des päpstlichen Schiedsspruches fest, und Heinrich hatte seine Krone verloren. Also kam alles darauf an, Papst und Fürsten auseinander zu halten. Es war unmöglich, den Fürstenbund so vernichtend zu schlagen, daß Gregor den Weg über die Alpen nicht wagte. Darum hieß es, den Papst hindern, nach Deutschland zu kommen. Ihn mit zweifelsfreiem Erfolg hindern konnte aber nicht der bewaffnete König, nur der christliche Büßer, dem das Oberhaupt der Christenheit den Friedenskuß nicht versagen konnte. Auf drum nach Italien! Heinrich zog nach Burgund. Diesmal begleitete ihn die Gemahlin, die sonst seinen schnellen Herrscherreisen nicht folgte. Auch das Söhnlein Konrad nahm er mit. Für beide war in Deutschland keine sichere Stätte mehr. Der Winter 1076/1077 lastete mit grimmiger Gewalt auf allen Ländern, als der König in der härtesten Frostzeit über den Mont Cenis ging. So kam er in Italien in ein Gebiet, wo ihm keiner den Eintritt verwehren konnte. Denn die Markgräfin Adelheid, die mit männlichem Geist, mit starker und schneller Hand dem westlichen Polande gebot, war seine Schwiegermutter.

Gibt den Plan auf

Zieht nach Italien

Kaum war des Königs Ankunft auf italischem Boden bekannt, da strömten ihm von allen Seiten Waffen, Helfer, Anerbietungen zu. Denn was konnte dieser Zug anders heißen, als daß der schwer gereizte Herrscher den Kampf mit dem Papst mit der Waffe austragen wolle, und zwar mit den Waffen seiner italischen Freunde, da er sich auf seine Deutschen diesmal nicht verlassen konnte? In Italien war man dem Bann gegenüber nicht so empfindlich und dachte, in Heinrich nun den richtigen Führer gegen Papst und Pataria zu haben.

Der König dachte nicht daran, seinen klaren und guten Plan jetzt aufzugeben, da das schwerste Stück, der Weg nach Italien, gelungen war. Für den Erfolg eines kriegerischen Abenteuers sagte ihm keiner gut. Und selbst wenn er eintrat, konnte er nur bedeuten, daß er Italien gewonnen hatte, um Deutschland zu verlieren. So weit kannte Heinrich seine deutschen Herzöge, um zu wissen, daß die Ernst machen würden, wenn er nicht im Sommer 1077 als ein mit der Kirche Versöhnter vor ihnen erscheinen konnte!

Gregor will nach Deutschland

Gregor reiste langsam nach Norden, dem größten Erfolge seines



Heinrich IV. vor der Markgräfin Mathilde zu Canossa
Miniatur aus: Leben der Mathildis, Vatikanische Bibliothek

Lebens entgegen, wie er hoffte. Was er nur beansprucht hatte, das Richteramt über den König, das trugen ihm die deutschen Fürsten freiwillig entgegen.

Da erreichte ihn die bestürzende Kunde, Heinrich sei nach Italien gekommen. Auch Gregor dachte nicht anders als die übrigen Italiener — auch er fürchtete einen machtvollen Gegenschlag des Königs mit den Waffen aller Papstfeinde auf italischem Boden. Erschrocken wich er auf die Burg Canossa zurück. Dort hauste Markgräfin Mathilde, die ihm unbedingt ergebene, zu jedem Opfer bereite Freundin. Über sie wie ihre Mutter besaß Gregor einen schier unfaßlichen und darum überall besprochenen Einfluß, der ihm bei den Gegnern schon die unflätigsten Verdächtigungen eingetragen hatte.

Und dorthin wandte sich auch Heinrich. Als Büßender erschien er Canossa an drei Tagen einlaßheischend vor dem Burgtor. In Schnee und Kälte stand der deutsche König im Büßergewand vor der Burg einer Fürstin des Reiches! Endlich öffnete sich das Tor, und Gregor nahm den König mit dem Friedenskuß auf. Der Bann wurde von Heinrich genommen. Hart genug mag dem Papst das angekommen sein. Denn sprach er seinen Gegner vom Banne los, dann nahm er den fürstlichen Bundesgenossen den besten Vorwand, den König abzusetzen! Aber der Priester, dem es christliche Pflicht ist, dem demütig Bereuenden die Gemeinschaft der Kirche wieder zu öffnen, siegte über den Staatsmann. Freilich hatten viele schwer um diesen Entschluß ringen müssen. Abt Hugo von Cluny, des Königs Pate, der beim Papst weilte, vermochte kraft seines großen Ansehens energisch auf die Pflicht des höchsten Priesters hinzuweisen. Auch Mathilde entzog sich dem Eindruck nicht, den deutschen König in diesem Aufzug vor ihrer Burg zu sehen. Gregor tat schweren Herzens, was er tun mußte. Heinrich hatte erreicht, was er klug berechnet hatte. Inzwischen war zwischen den Begleitern des Königs und des Papstes verhandelt worden. An seiner Schiedsrichterstellung hielt Gregor zähe fest, obwohl er doch einsehen mußte, daß sie ihre beste Kraft schon verloren hatte. Und Heinrich mußte beschwören, die Reise nach Deutschland nicht stören zu wollen.

Dann wandte sich Heinrich über den Po zurück. Gregor gedachte

seinen Weg fortzusetzen. Aber ihn scheuchte die Feindseligkeit der Lombarden, ihn riefen ungünstige Nachrichten aus Rom heim. Für diesmal mußte er die Fahrt aufgeben.

Erfolg und Niederlage zugleich

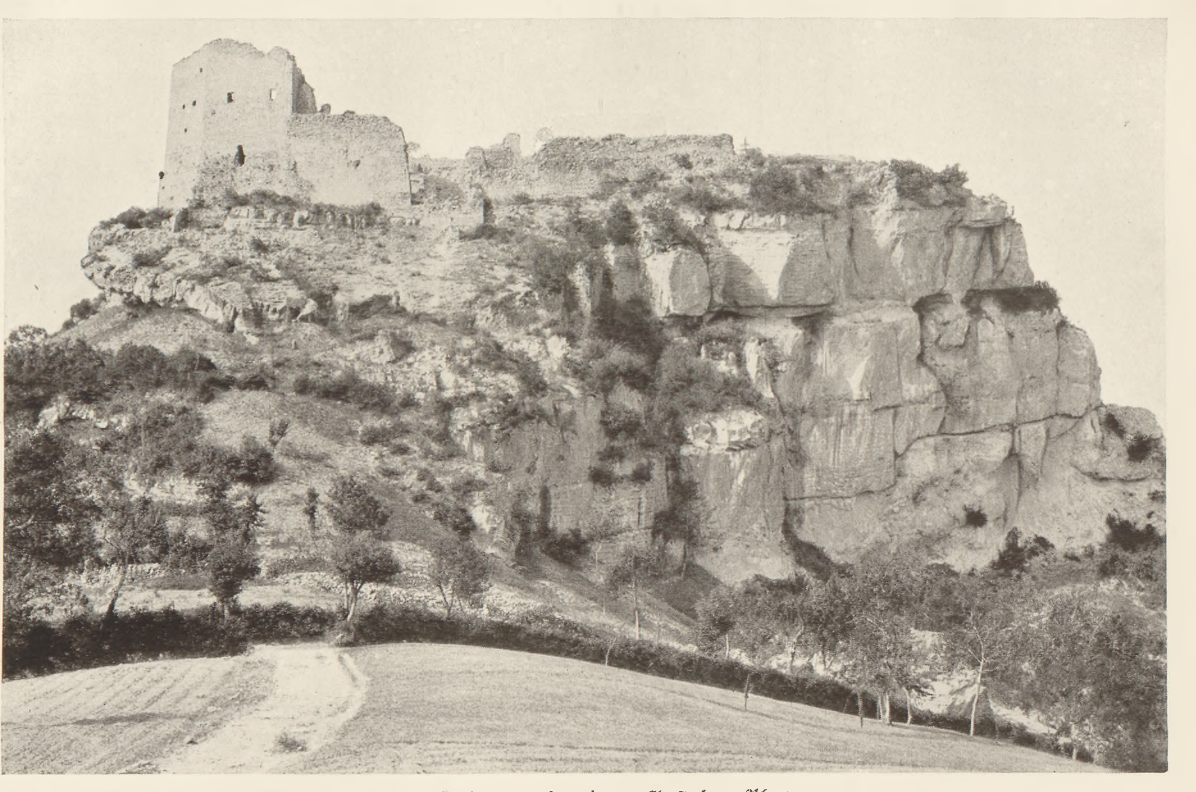
Die Buße vor dem Oberhaupt der Christenheit konnte dem Ansehen des Königs nicht schaden. Heinrich brauchte nicht die Augen niederzuschlagen, als er nach Deutschland zurückkehrte. Er hatte einen unbezweifelten Erfolg errungen und durfte mit Genugtuung auf die letzten Monate schauen; denn der Gegnerschaft im Reich war der Kern ausgebrochen. Die Treue für den angestammten Herrscher würde sich wieder zeigen, und so konnte er stark genug werden, nun den Waffengang gegen die Großen zu wagen, für den ihm im Herbst die Kräfte unter den Händen dahingeschmolzen waren.

Und doch hatte er dem Kaisertum, dem deutschen Königtum die entscheidende Schlacht verloren; er selbst und seine Nachfolger sollten wieder und wieder spüren müssen, was es bedeutete, daß der Papst den deutschen Herrscher mit einer Kirchenstrafe hatte treffen können, und daß dieser König nicht mit Schwertschlägen, sondern mit einem Büßergang geantwortet hatte.

Bei den Fürsten war die Verlegenheit groß, als sie hörten, was in Canossa geschehen war. Aber sie hatten sich schon so in die Vorstellung verliebt, den gefährlichen Heinrich entmächtigen zu können, daß sie auf der einmal betretenen Bahn weitergingen: sie kamen in Forchheim zusammen, beschlossen die Absetzung Heinrichs und hatten nun an einen Nachfolger zu denken. Der geeignete Mann war Otto von Nordheim, das erste Opfer von Heinrichs Königswillen und Willkür, der erste Feldherr unter den Deutschen, klug, klar, entschieden, rasch, unbeugsam und mutig, dabei persönlich reich und der vergötterte Führer der Sachsen, die diesem Manne durch dick und dünn folgen würden. Aber eben: er war zuviel, zu mächtig. Man mußte fürchten, daß er in Heinrichs Spuren treten würde, stand erst seine Macht fest. So einigte man sich auf eine Verlegenheitswahl, die nur ausdrückte,

Rudolf von Schwaben Gegenkönig

daß man Heinrich nicht mehr wollte: Rudolf von Schwaben, Heinrichs eigener Schwager, wurde erhoben. Der aber war nicht der richtige Gegner für Heinrichs überlegene Feldherrn- und Staatsmannskunst. Doch wenn man Otto schon nicht wollte, hatte man keinen



Canossa in der heutigen Gestalt. Phot.

anderen. Der neue König verzichtete feierlich auf die Erblichkeit der Krone, er gab päpstlichen Legaten gegenüber das Investiturrecht preis. Dann führte man ihn nach Mainz zur Krönung. Aber die empörten Bürger belagerten den König im Dome ihres Erzbischofs. Und gelang es auch, den Aufstand niederzuwerfen, so verließ Rudolf doch eilig die ungastliche Stadt. Er wandte sich nach Sachsen. Auf dieses Landes Kraft mußte er sich verlassen, als ein König der Sachsen wurde er je länger, desto mehr angesehen, und als einen sächsischen Krieg hat der stolze Stamm den Kampf Rudolfs gegen Heinrich geführt.

Heinrich behauptet sich erfolgreich

Heinrich war kaum wieder auf deutschem Boden, als er den aufsässigen Fürsten ihre Herzogtümer entzog. Schwaben gewann der treue, gewandte Friedrich von Büren, dem des Königs Tochter Agnes verlobt wurde. Die Unterwerfung des Welfen, des Zähringers, gelang in den nächsten Jahren nie vollkommen. Durch die dauernden Kriegszüge haben Schwaben und die angrenzenden Gaue Bayerns entsetzlich gelitten. Die immer mehr verwildernden Heere schonten nicht Weib und Kind, nicht Kirche und Kloster.

Aber das gelang Heinrich durch vier Jahre, Sachsen und seine oberdeutschen Verbündeten auseinanderzuhalten. Oft wurde das Schicksal auf des Messers Schneide gewogen. Wieder und wieder kam schwerste Not. Aber Heinrich vermochte trotz Verlusten aus Lagen heraus, in denen alles verloren schien, dies Wichtigste auf die Dauer aufrecht zu halten. Die sächsischen und schwäbischen Heere fanden nicht zueinander.

Dabei drängte noch fortgesetzt Gregor, der auf den Augenblick wartete, da er als Richter über Deutschland walten könne, wie ihm in Canossa geschworen. Heinrich vermochte auch ihn hinzuhalten; in diesen Wirren sei nicht die Zeit zu ruhiger Beratung. Sei erst der Friede hergestellt, so werde sich alles finden. Gregor traute Heinrich mehr als Rudolf, dessen Aussichten er nicht hoch anschlug. Wollte er erreichen, was ihm vorschwebte, dann mußte er sich einstweilen in Geduld fassen. So stand Heinrich trennend zwischen den feindlichen Heerhaufen, trennend zwischen dem Gegnerkönig und dem Papst. Die Sachsen beklagten sich über Gregors Haltung. Der Papst als ihr Ver-

bündeter dürfe sich nicht so zurückhalten. Wenn er ihnen, die sich auf seine Anregung in diese furchtbaren Gefahren gestürzt hätten, helfen wolle, dann müsse er erneut gegen Heinrich vorgehen.

Derweil versuchte Heinrich wieder und wieder durch eine Schlacht Rudolf niederzuwerfen. Aber so überraschend seine Einbrüche in Sachsen kamen, soviel Verwirrung seine Kampfesweise schuf — immer stellte die überlegene Schlagkraft der Sachsen das verrückte Spiel wieder zurecht. Des Königs unerwartete Märsche, seine verblüffenden Bewegungen in der Schlacht schufen schwere Lagen. Aber dann schlug Otto von Nordheim mit seinen Sachsen in das Netz, und der Erfolg, den Heinrich schon in Händen zu haben glaubte, entschwand in neue Fernen.

Die Entscheidung

So kam das Jahr 1080 heran, und die Dinge reiften zur Entscheidung. Gregor hatte enttäuscht erkannt, daß sein Verhalten in den letzten Jahren falsch gewesen. Und wieder hob er die Hände in feierlicher Versammlung zum Gebet, trug in langer Erzählung den Gang der Verhandlungen vor den ersten der Apostel, in einer Erzählung, aus der deutlich, zu deutlich die Enttäuschung klang, und bannte aufs neue den deutschen König. Ja, so sicher war er des Sieges seiner Sache, daß er in einer Predigt den Römern zurief, wenn Heinrich nicht bis Peter und Paul vernichtet sei, so verdiene er ihren Glauben nicht mehr.

So ungeheure Wirkung der erste Bann getan, dieser verpuffte. Kein kirchliches Vergehen war dem Könige vorzuwerfen. Der Politiker Gregor hatte die Machtmittel des Papstes in einen politischen Kampf geworfen. Jedermann erkannte das — keiner kümmerte sich um den von Rom geschleuderten Fluch. Und sofort wurde auch die Voraussage des Papstes zuschanden.

Schlacht bei Hohenmölsen

Heinrich zog wieder nach Sachsen, fand den Feind hinter der Unstrut, täuschte ihn, als wolle er nach dem Harz ziehen, und gewann den Weg zur Saale, als die Sachsen der vermeintlichen Bewegung folgten. Dann erkannte der Gegner die Wahrheit, folgte in Eilmärschen und legte sich dem königlichen Zuge in den Weg. So kam es zur Schlacht.

Siegreich eröffnete sie Heinrich. Da brachte wieder Otto von Nord-

heim die Wendung. Eben wollten die Bischöfe in Heinrichs Lager das „Te Deum“ anstimmen, als flüchtende Scharen die Kunde der Niederlage brachten. Entschart wich Heinrichs Heer. Aber in der Schlacht hatte den Gegenkönig die Todeswunde getroffen. Der Schwerthand beraubt lag er auf dem Wundbett und verschied kurz darauf. Das war ein Gottesurteil. Rudolf verlor die Hand, mit der er Heinrich Treue gelobt und mit der er gegen ihn das Schwert geführt. Vielen war es schon unheimlich gewesen, daß die Wahl in Forchheim im „Pilatushof“ stattgefunden hatte. Dieser Tod war ein Gottesgericht. Er führte viele in Heinrichs Lager. Diese Niederlage in der Feldschlacht bei Hohenmölsen gab ihm mehr als der höchste Sieg hätte tun können. Wohl kam das Reich damit nicht zur Ruhe; die Sachsen dachten gleich an eine neue Wahl. Aber des Königs Sache stand jetzt so fest, daß Heinrich es wagen konnte, sich gegen den anderen Gegner zu wenden, fortzusetzen, was er noch im Frühjahr 1080 begonnen hatte. Auf die Kunde von dem neuen Bann hatte er eine Versammlung nach Brixen ausgeschrieben. Auf ihr war Gregor erneut abgesetzt worden, die Versammlung hatte den Erzbischof Wibert von Ravenna zum Papst gewählt. Ihn galt es jetzt nach Rom zu führen und Gregors Herrschaft zu brechen. Im Frühjahr 1081 brach Heinrich nach Italien auf.

Heinrich gegen Gregor

Heinrich zog ohne großes Gefolge. Er wußte, daß er bei den Lombarden gegen Gregor jede Hilfe finden werde, wenn er sie brauchen sollte. Unangefochten betrat er italischen Boden; zu Ostern war er in Verona. Dann wandte er sich nach Mailand und gewann die eiserne Krone. Zu Pfingsten wollte er in Rom sein. Unter entsetzlichen Verwüstungen der Länder Mathildes kam sein Heer wirklich bis zum Fest vor die ewige Stadt, aber hinein gelangte es nicht. Wohl hatte dem Papst der schwache Besuch der Fastensynode dieses Jahres gezeigt, daß er sich einen schlechten Dienst erwiesen hatte, als er Heinrich bannte und mit solcher Sicherheit seinen Untergang ankündete. Aber Gregor stand aufrecht wie nur je. Mochte der König mit Heeresmacht kommen, mochte nirgends Hilfe sein, da der Abfall zum Könige hin auch Mathilde schwach gemacht hatte — der Papst wich nicht. Ja, es war, als wolle er gerade jetzt seine Macht beweisen: keine

andere Synode unter Gregor hat so viele Kirchenstrafen gegen hohe Geistliche ausgesprochen wie diese. Und die feste Haltung des Papstes ermutigte auch die Römer, bei denen Gregor gar nicht sonderlich beliebt war. Jetzt dachten sie aber daran, ihre Stadt gegen den König zu verteidigen. „Heinrich fand statt der Priesterchöre Kriegerscharen, statt der Kerzen Speere, statt der Loblieder Flüche, statt Jubelruf Wehgeschrei." Rom, das stark befestigte, zu stürmen, war er viel zu schwach; und ein Aufruf an die Römer öffnete ihm die Tore nicht. Er zeigte den Verteidigern nur, daß der König darauf verzichtet hatte, Gewalt anzuwenden. So mußten König und Gegenpapst das Pfingstfest vor den Toren feiern, und zwei notdürftig geschmückte Zelte mußten ihnen Palast und Peterskirche ersetzen. Als der Juni heraufzog und über dem engen Lager die Fieberdünste des römischen Sommers zu brüten begannen, gab Heinrich den Plan auf und wandte sich nordwärts. Statt einer raschen, siegreichen Überrumpelung Roms und Gregors hatte er nun einen Krieg entfesselt und mit seinem Rückzug allen Gegnern zugleich das Zeichen zum bewaffneten Widerstand gegeben.

Mißerfolg

Gregor hatte durch zähes Aushalten einen Sieg gewonnen; zum erstenmal kehrte ein deutscher König vor Rom um, ohne die Krone gewonnen zu haben.

Mathilde freilich war dem Könige auch jetzt nicht gewachsen; schließlich hielt von allem Besitz nur noch die Stadt Florenz zu ihr. Und im Winter zog Heinrich aufs neue nach Süden. So grimmig kalt war es, daß das Heer über das Eis des Po gehen konnte. Wieder wandte er sich an das römische Volk: „Weshalb will nun Hildebrand Gottes Ordnung vernichten? Gott hat nicht von einem, sondern von zwei Schwertern gesagt, daß sie genug seien. Hildebrand aber will, daß nur eines sei und strebt, Uns zu beseitigen, obwohl Uns Gott ohne Unser Verdienst von der Wiege an zum König gemacht hat und noch täglich bezeugt, daß er Uns eingesetzt hat, wenn man erwägt, wie er Uns vor den Nachstellungen Hildebrands beschützt." Alles war vergebens; die Tore blieben geschlossen. Des Königs Heer legte sich als eiserner Ring um die Stadt.

Wieder vor Rom

Von außen hatte Gregor keine Hilfe zu erwarten. Wohl schickte Ma-

thilde einmal Geld, das Gregor gut brauchen konnte, um die Römer bei Stimmung zu erhalten. Aber der Normanne Robert Guiscard, der sich dem Papst durch einen teuren Eid verpflichtet hatte, zog gerade jetzt nach Griechenland hinüber, um den Kaiser von Byzanz zu bekämpfen. Inzwischen überließ Heinrich Wibert die Leitung der Belagerung und kehrte erst im Winter 1082/83 mit frischen Streitkräften zurück. In der Stadt wuchs der Mangel; verzweifelt versuchten die Bürger, den König durch einen gewaltigen Ausfall zu vertreiben. Heinrich selbst focht im Handgemenge — die Römer wurden hinter den Mauerring zurückgejagt. Da entsank den Hungernden der Mut. Nur lässig noch wurden die Wachen besetzt. Als einige Königliche eines Tages lange Mauerstrecken unbewacht fanden, holte man Leitern heran und gewann den Weg in die Stadt. Eine breite Lücke wurde in die Mauer gerissen. Durch sie strömte das ganze Heer nach. Am Sonnabend nach Pfingsten 1083 hatte Heinrich die Leostadt gewonnen und schlug in der Kaiserpfalz seine Wohnung auf. Die Bürgerstadt über dem Tiber trotzte freilich noch, und unbezwungen saß in der Engelsburg Gregor. Ja, gerade jetzt sprach er erneut den Bann über Heinrich und seine Anhänger aus. Aber jetzt hatte der König eine Antwort: am Tage vor Peter und Paul ließ er Wibert in St. Peter feierlich zum Papst erheben. Bis Peter und Paul 1080 hatte er untergehen sollen nach den Worten des Mannes, der da drüben in dem ungeheuren Steinhaufen der Engelsburg saß — zu Peter und Paul 1083 stand er siegreich in Rom, ließ seinen Papst krönen, und der Gegner nannte noch so viel Land sein, daß man es mit der Mütze zudecken konnte!

Die Leostadt gewonnen

Aber dann verließ der König die Stadt, nur eine Besatzung zurücklassend. Er hatte mit den Römern einen Vertrag gemacht. Danach sollte er die Stadt bis zum November in Ruhe lassen. In dieser Zeit wollten die Römer Gregor dahin bringen, Heinrich zu krönen; gelang das nicht, so verpflichteten sie sich, Wibert als Papst anzuerkennen, Heinrich zu huldigen und die Stadt zu übergeben.

Gregor bleibt fest

Und das gelang nicht! Denn Gregor benutzte die Zeit, um eine Kirchenversammlung zu berufen, auf der er jedes Entgegenkommen schroff ablehnte. Man hatte Heinrich vermocht, diese Versammlung

ungestört zusammentreten zu lassen, da sie dem Frieden dienen solle. Jetzt kam er aufs neue mit Heeresmacht und forderte von den Römern Erfüllung ihres Vertrages. Die hatten ein schlechtes Gewissen, denn sie hatten inzwischen das befestigte Lager zerstört, das der König in der Leostadt angelegt hatte, und dabei war Heinrichs ritterlicher Freund Udalrich von Godesheim gefallen. So bedrängten sie den Papst. Der erklärte schließlich, er wolle Heinrich krönen, wenn der öffentlich Buße tue! Das war zuviel! Nun war Heinrich entschlossen, seinen Weg zu Ende zu gehen. Er rief Wibert heran, schloß die Stadt erneut ein und zog selbst gegen den Normannenstaat. In der Stadt arbeitete die Überredungskunst königlichen Goldes, die Angst vor neuer Belagerung. Als er aus Campanien zurückkam, war die Frucht reif. Am 21. März 1084 zog der König mit seiner Gemahlin, dem Gegenpapst und vielen Fürsten jubelnd begrüßt in Rom ein. Sogleich wurde eine Synode berufen, vor die man Gregor lud. Er kam nicht. Nach der dritten vergeblichen Ladung setzte ihn die Versammlung ab und verhängte den Bann über ihn. Die Römer erkannten Wibert als Papst an, am Palmsonntag wurde er feierlich geweiht. Und am Ostertage setzte der neue Papst Clemens III. dem Könige und seiner Gemahlin in St. Peter die Kaiserkrone auf.

Rom gewonnen
Kaiserkrönung
Ostern 1084

Derweil saß Gregor auf der Engelsburg und hörte Tag für Tag, wie sich zu seinen Füßen der Festjubel durch die Gassen wälzte. Was verschlug es, daß einige Getreue drüben in der Stadt einzelne feste Punkte hielten! Der Mann, gegen den seit acht Jahren sein Kampf ging, gebot in Rom. Bis in das alte Gemäuer der Burg drang der Jubelruf der Deutschen bei der Krönung ihres Kaisers, drang das feierliche Psalmodieren bei der Erhebung des Gegenpapstes. Und der Mann, dessen Ruf soeben noch durch die Christenheit erscholl, saß inmitten des Freudenlärms im Steingehäuse des Kaisergrabes und begrub einen großen Gedanken — ein Lebenswerk. Es war am Ende! Erst am 21. Mai verließen Clemens und Heinrich die Stadt — und eine Woche später erschien vor ihren Toren der Helfer, nach dem Gregor sich die Augen ausgesehen — Robert Guiscard kam endlich. Seine Normannen stürmten die Stadt und plünderten. Aber Rom zu behaupten, durfte der erfahrene Kriegsfürst nicht hoffen — er zog

Robert Guiscard
kommt



Die Vertreibung Gregor VII. durch Heinrich IV.

Obere Reihe: Heinrich und sein Gegenpapst Clemens III. Dann Vertreibung Gregors.
Untere Reihe: Gregor in der Verbannung und sein Tod.

Zeichnung aus: Otto von Freising, Chronik 12. Jhdt. Jena. Universitätsbibliothek.

wieder ab und nahm Gregor mit, dem die Flüche der Römer folgten.

Gregors Ende

Ehrenvoll wurde der Papst nach Salerno geleitet. Seine alte Entschlossenheit schien wiederzukehren — aber etwas blieb in ihm zerbrochen. Als er ein Jahr später sein Ende nahen fühlte, als er rückschauend sein Leben prüfte, da huschte ihm die biblische Verheißung durch die Seele: „Du liebtest Gerechtigkeit und haßtest gottloses Wesen; darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbet mit Freudenöl mehr denn deine Gesellen." Und die Lippen des Sterbenden formten die Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt" — und dann in wildem, verbitterten Ausbrechen gegen Niederlage und Schicksal: „darum sterbe ich im Elend". Am 25. Mai 1085 war Gregor tot.

Die glücklichsten Jahre / 1085—1090

Neuer Gegenkönig

Nach der Kaiserkrönung hatte sich Heinrich heimgewandt nach Deutschland. Dort war der Widerstand gegen ihn nicht erloschen. Kaum war Rudolf tot, so kamen die Gegner des Königs zusammen, um einen neuen Gegenkönig zu wählen. Wieder überging die Wahl Otto von Nordheim, dessen Ansehen nach seinen Heldentaten bei Hohenmölsen noch größer und noch gefährlicher war als ehedem. Wieder suchte man einen unbedeutenden Mann, der eben nur dazu da sein sollte, Heinrich den Platz zu sperren. Die Wahl fiel auf den Luxemburger Hermann von Salm. Gregor war mit diesem Mann gar nicht einverstanden; natürlich hatte er gegen Hermann persönlich nichts; aber wenn man Heinrich mit Erfolg entgegentreten wollte, dann brauchte man schon Männer anderen Schlages. Dem Volk ist der ungeachtete und bisher fast unbekannte Graf „König Knoblauch". Hatte Rudolf sich schon fast nur auf Sachsen verlassen können, so wurde Hermann vollends zum Sachsenkönig. Denn um der Sache willen überwand Otto seinen Groll und führte Hermann seinen starken Anhang zu. Aber der mächtige, kluge Führer der Sachsen starb schon 1083, und nun siechten Macht und Ansehen Hermanns hoffnungslos dahin. Schließlich sah er selbst ein, daß das Spiel verloren sei; er kehrte in sein Stammland zurück und ist dort — von

allen vergessen — wenige Jahre später gestorben. So fand Heinrich keinen Feind mehr im freien Felde. Und dem, der nun im Schmucke der Kaiserkrone den Boden des Reiches betrat, hätten schon Männer von großer Macht und noch größerem Können begegnen müssen, um ihm nun den Weg zu stören.

Der Kampf endet

Der Kaiser zählte jetzt 34 Jahre — er war so alt wie sein Großvater, als der die Krone gewann. Aber Heinrich blickte schon zurück auf eine selbständige Herrschaft von fast 20 Jahren. Zu ruhig-steter Arbeit war der Herrscher in dieser langen Zeit nur wenig gekommen. Seit 12 Jahren war Krieg; die Schwankungen des Schlachtenglücks hatte Heinrich in allen Höhen und Tiefen durchmessen.

Aus unendlichen Verhandlungen kannte er die handelnden Männer rundum mit ihren Wünschen und Nöten, ihren Tugenden, Schwächen und Lastern. Wie oft hatte er auf Risse im Charakter des einen und anderen seine politische Rechnung gründen müssen!

So wurde er mißtrauisch und kalt, zurückhaltend im Planen — zu oft waren ihm die besten Entwürfe zerschlagen worden. Aber stürmte er auch nicht mehr so rücksichtslos wie in seinen ersten Jahren, so blieb er doch immer tätig.

Friedensherrschaft

Seine Sorge galt dem Frieden im Reich. In den langen Wirren waren Ritter und Herren verwildert und hatten sich angewöhnt, auf der Straße zu holen, was sie zu brauchen glaubten. Den Heckenrittern legte der Kaiser das Handwerk. Wenn aber diesem Unwesen auf die Dauer gesteuert werden sollte, dann hieß es vor allen Dingen, der Fehde Herr werden. Dagegen hatte in Frankreich die Geistlichkeit das Mittel gefunden, für die Tage der Passion Waffenruhe zu gebieten. Gottesfrieden nannte man diese Einrichtung. Sie drang in die deutschen Grenzlande ein. Zuerst wurde sie im Bistum Lüttich eingeführt, mit Heinrichs Zustimmung dann im Erzstift Köln. Aber Heinrich lag hier und überall daran, dies wichtigste Recht der weltlichen Gewalt nicht an die Kirche zu verlieren. So kam er dahin, einen Reichsfrieden aufzurichten, der nun nicht mehr auf Kirchengebot ruhte, sondern auf dem Recht des Reichs; dessen Bruch nicht von der Kirche mit Kirchenstrafen belegt, sondern von weltlichen Fürsten im Namen von Kaiser und Reich mit Waffe und Rechtsspruch verfolgt wurde.

Und hatten schon die Jahre des Sachsenkrieges gezeigt, wie fest die Bürgerschaften am Könige hingen, so schmiedete dies Werk den Bürger und Bauer vollends unlöslich an den Herrscher, der für die ersten Grundlagen erwerbstätigen Lebens sorgte: Frieden und Sicherheit.

Freilich wurde nun die bisher so treue Ritterschaft unzufrieden. Aber da war zunächst keine Gefahr. Denn von den Großen rührte sich keiner gegen den Kaiser, und nur als bewaffnete Macht unter Führung eines Herzogs konnte die Ritterschaft dem Kaiser gefährlich werden.

Die Bischöfe, die auf Seiten Gregors gestanden hatten, söhnten sich mit Heinrich und seinem Papst auch jetzt nicht aus; aber sie bestritten ihm auch sein Kaisertum nicht, und so drohte auch von hier nichts.

Königsleben

Nie in den vergangenen Jahrzehnten hatte Heinrich so sicher und unbesorgt des Reiches walten dürfen wie jetzt. Aber nie auch — vorher nicht und nicht später — hat er so ruhig und zielsicher gewirkt wie in diesen fünf Jahren. Die gewohnte Kleinarbeit fand der Herrscher ja stets, mochten die Zeiten noch so friedlich sein. Politik und Verwaltung mit viel Akten und Denkschriften gab es nicht. Nach den Brennpunkten der Verhandlungen im Auslande gingen selten Botschaften; bis Antwort zurückkam, vergingen Monate. Eine Nachricht aus Rom war frühestens in zwei Wochen in Deutschland. War eine Gesandtschaft an den Papst abgefertigt, dann war der Kaiser sicher, von dieser Angelegenheit auf lange nichts mehr zu hören. Das schloß natürlich nicht aus, daß er sie auf seinen Reisen nicht aus dem Auge verlor und für die gerade laufenden Unterhandlungen bei den Bischöfen und Fürsten Stimmung machte, zu denen ihn der Weg führte.

Die Hofhaltung

Wohl verrechnete die königliche Kammer auch Eingänge an barem Geld; aber die Masse der Einkünfte hatte der Hof aus den Leistungen der Reichsgüter und des königlichen Eigenguts, die bis in die Zahl der Schweine und Hühner, der Fässer Bier oder — im gesegneten Südwesten — Wein in genauen Listen verzeichnet waren. Bargeld floß aus den Abgaben der Kirchenfürsten — damit war gleich ein neuer Simoniefall da —, aus Schutzgeldern der Juden und ähnlichen Quellen. Brauchte aber der Kaiser aus irgendeinem Anlasse viel Geld, dann nahm er in einer Stadt eine Anleihe auf. Der ganze

Krieg in Italien war aus Anleihen geführt worden, und Heinrich mußte von seinen getreuen Städten manches schwere Opfer verlangen, um pünktlich in Mailand zahlen zu können.

Geschriebenes Recht, geschriebene Verfassung und Gesetze gab es nicht. Alles regelte sich nach Herkommen. Es gab Dinge, die der König nach altem Brauch allein nicht entscheiden konnte. Je unbestimmter aber die Grenze königlicher Wirksamkeit war, um so mehr kam es auf den König an. Konrad II. hatte mit seiner kraftvollen Persönlichkeit den Rahmen der Königsrechte restlos gefüllt. Damit waren die Grenzen gleich ein Stück weiter gerückt; Konrad hatte neue Gewohnheiten geschaffen, die nun gültig blieben. Der schmächtige Jüngling Heinrich IV. paßte in diesen weiten Mantel zunächst nicht, und so schleppte manche Gewandfalte am Boden. Aber je länger er herrschte, um so mehr wuchs er in den Purpurmantel königlicher Macht hinein, und jetzt trug er ihn mit dem Anstand, der Würde und der Sicherheit des echten Königs. Stand des Herrschers politische Bedeutung auf möglichst straffer Beherrschung aller Vorgänge im Reich, so daß ihm kein Erbschaftsstreit um eine Grafschaft, kein Hader zwischen einem Bischof und seiner Hauptstadt gleichgültig sein durfte, so zwang ihn sein Amt als höchster Richter des Reichs auch zum dauernden Wandern. Wie alle politischen Gewalten ständig in der Gewißheit gehalten werden mußten, daß, was immer sie auch unternähmen, der Kaiser sich eines Tages darum kümmern werde, so mußte der königliche Richter erst recht überall sein. Denn nur die Fähigkeit des Königs, letzte Entscheidungen bindend zu fällen und dann unter Umständen ihre Durchführung mit der Waffe zu erzwingen, gab dem Urteil die Wucht, die es brauchte, um sich in Zeiten gegen Gewalt durchzusetzen, denen ein hartes Schwert in starker Faust der beste Anwalt dünkte. Königsrechte

Ein Familienleben, wie es jeder Bürger und Bauer hatte, wie es noch Graf und Herzog in ihrem engeren Wirkungskreis kannten, blieb dem Herrscher versagt. Die Gattin begleitete ihn auf seinen eiligen Zügen in der Regel nicht. Sie verbrachte den Sommer in irgendeinem Kloster oder Bischofssitz, dessen Wahl oft genug von politischen Rücksichten bestimmt war. Der König rief sie zu sich, wenn Familienleben

der Hof bei irgendeiner Gelegenheit in vollem Glanz auftreten sollte: bei einem Reichstag, sicher zur Romfahrt. Zum Winter trafen sich die Gatten an einem verabredeten Platz. Aber oft genug kamen noch im letzten Augenblick Störungen, Hemmnisse. Erst dann kamen zum reisigen, waffenklirrenden Gefolge des Herrschers die Frauen, kam Glanz, Lachen und Frohsinn. Der Hof war klein im Winter, denn der Ritter, der den Sommer über in des Reiches Dienst geritten war, erbat zum Herbst Urlaub, um den Winter auf der eigenen Burgstatt, bei Weib und Kind zu verbringen.

Auch von den Kindern hielten den Vater die Pflichten fern. Die Töchter, die schon als Kinder ins Ausland verlobt waren, verließen früh das elterliche Haus, um im Lande ihrer Zukunft sich zeitig an Sitte und Brauch zu gewöhnen. Die Söhne wurden in jungen Jahren der mütterlichen Zucht entzogen, um einem Bischof, einem Edlen übergeben zu werden. Von da kehrten erst die Halbflüggen an den Hof zurück, und nun zog sie der Vater zu selbständigen Leistungen im Reichsdienst heran: sie hatten ihn hier und da zu ersetzen, bei einem Kriegszug den königlichen Namen zu vertreten, dabei zu lernen. Der Vater ließ sie mit einer Gesandtschaft reisen, bald selbst als Unterhändler hinausgehen. Sie hatten Huldigungen entgegenzunehmen, zu denen der Herrscher nicht selbst erscheinen konnte. Und der Vater, dem die Freude versagt blieb, seine Söhne um sich spielen zu sehen, mußte sich eine späte Freude aus der Art holen, wie sie sich bewährten in seinem und des Reiches Dienst.

Als der König in schwierigen Verhandlungen mit den Sachsen stand, gebar ihm Bertha, die im Kloster Hersfeld zurückgeblieben war, am 12. Februar 1074 den Sohn, an den sich unendliche Hoffnungen knüpfen, der seinem Vater das schwerste Herzeleid antun sollte. Nach dem ersten Kaiser des Frankenhauses wurde er Konrad genannt. Es hätte dieses Bandes zwischen den Gatten nicht mehr bedurft, denn schon war ihre Gemeinschaft eine der schönsten Königsehen geworden, von denen wir wissen. Die schöne, liebenswerte Bertha wurde allgemein verehrt.

Der Sohn Heinrich, der des Königs Erbe werden sollte, erblickte 1081 in Italien das Licht der Welt, als seine Eltern sich anschickten,

nach Rom zu ziehen, um sich die Kaiserkrone zu holen. Er wurde freilich drei Jahre alt, bis der große Wurf glückte. Und Bertha ist dann nur noch drei Jahre neben Heinrich unter dem Kaiserinnendiadem geschritten. Am 27. Dezember 1087 hat er seine treue Lebensgefährtin verloren, die eben in der Vollkraft des Lebens und der Schönheit stand. In der Gruft des Geschlechtes zu Speyer ruht Kaiserin Bertha von ihrem wechselvollen Leben.

Streitschriften

So rollte Jahr um Jahr dahin. Während dieses Friedens hatte aber ein Streit nicht einen Augenblick geschwiegen. Der wurde zwischen den Geistlichen geführt und ging um des Königs, um des Papstes Recht. Vertreter der königlichen Sache gab es in Italien und Deutschland, Helfer des Papstes in Deutschland und Italien; aber die besseren Anwälte fand doch der König im Reich, der Papst jenseits der Alpen.

Da ging es ohne die unflätigsten Beschimpfungen nicht ab. Heinrichs Jugendsünden wurden vom Nacherzählen, Abschreiben und Hinzudichten immer größer und schlimmer. Und wenn einst ein von Gregor abgefallener Kardinal in seinem Haß zuerst schwere Vorwürfe gegen den sittlich untadeligen Mann geschleudert hatte, so war das entstellt und vergröbert längst Gemeingut aller Papstfeinde geworden.

Neben diesem Gekläff kamen gewichtige, ruhig schreitende Streitschriften. Und nach und nach klärten sich doch die Meinungen, und es trat der Gedanke heraus, in dessen Zeichen Heinrichs Sohn den Frieden geschlossen hat: Wie die Dinge einmal geworden sind, kann das Reich auf eine Verfügung über das Kirchengut nicht verzichten. Wohl aber kann die anstößige Belehnung mit den Zeichen der geistlichen Würde, mit Ring und Stab, unterbleiben. Der König belehne mit dem weltlichen Herrschaftszeichen, dem Zepter!

Wie aber um die Berechtigung von Gregors Bannflüchen gerungen wurde, war jeder einzelne Christ zu einer persönlichen Entscheidung aufgerufen. In dem Kampf um die Grenzen der geistlichen Gewalt lockerte sich das stärkste Band, das die Seelen zu Papst und Kirche zwang: die Autorität, seit Jahrhunderten die stärkste Herrin des europäischen Lebens.

Der Kampf mit den Söhnen / 1090—1106

Neue Unruhen

Seit Kaiser Heinrich die Sonderrechte der Sachsen anerkannt hatte, fand seine Herrschaft am Harz keinen Widerstand mehr, und Heinrich mochte so ruhig und sicher dort weilen wie in den Jugendjahren vor dem großen Aufstand. Aus diesem Frieden schreckte ihn ein Ereignis, dessen Bedeutung noch gar nicht abzuschätzen war. Welf, der Sohn des von Heinrich abgesetzten Bayernherzogs, heiratete Mathilde von Canossa! Der Jüngling zählte 17 Jahre, die Frau über 40. Für sie war dieser Schritt nur ein weiteres Opfer für den Papst. Zu dem alten welfischen Eigengut auf deutschem Boden, zu dem Erbe Azzos von Este, sollte sich so der weite, von Mantua bis vor die Tore Roms verstreute Eigenbesitz Mathildes gesellen. Dann entstand eine so gewaltige Macht, daß der Kaiser in Italien nichts mehr zu sagen hatte.

Urban II.

Der Plan zu dieser merkwürdigen Ehe war von Papst Urban II. ausgegangen, der nach kurzem Zwischenspiel der Nachfolger Gregors geworden war. Der verbindliche vornehme Franzose war womöglich ein noch gefährlicherer Gegner als Gregor. Von seines großen Vorgängers Zielen gab er keines preis, aber er focht nicht mit offenem Visier wie der „Heilige Satan"; er ging langsam, wenn nötig auf Umwegen, vermied lauten Streit und kam sicherer zum Ziel als Gregors polternder Eifer. Der hatte um den Gehorsam der Bischöfe noch ringen müssen, und seiner Schroffheit war oft nicht gewährt worden, was bittende Milde leicht erlangt hätte. Der Trierer hatte einst auf die Aufforderung Gregors, eine Klage gegen den Bischof von Toul zu untersuchen, grob geantwortet, der Papst möge ihn mit solchen Ungereimtheiten in Ruhe lassen. Das konnte Urban gar nicht begegnen, denn er verlangte für den Augenblick nie mehr, als er sicher war, erreichen zu können; und fast ohne es zu merken, waren die Bischöfe daran gewöhnt, den Anordnungen Roms zu gehorchen. Mit kluger Mäßigkeit hatte Urban einzelne der kaisertreuen Bischöfe an sich gezogen; die feste kaiserliche Partei splitterte auf. Und nun war die Zeit gekommen, aus den Rüstungen zum Angriff anzusetzen: Welf und Mathilde schlossen ihren politischen Ehebund.

Das trieb Heinrich erneut nach Italien; zuerst lächelte ihm das Glück. Urban wurde aus Rom vertrieben und suchte bei den Normannen Unterschlupf. Aber dann wandte sich das Blatt; eine kaiserliche Schar erlitt vor Canossa eine Schlappe. Die Großgräfin, die eben schon zum Frieden entschlossen war, schöpfte neuen Mut; alle Gegner des Kaisers, der deutschen Herrschaft traten hervor— jäh war der Umschwung gekommen. Und er traf den Kaiser tiefer und schmerzhafter als je zuvor, denn diesmal griff der Verrat in das eigene Geschlecht: sein Sohn und Erbe Konrad verließ ihn.

Heinrich geht nach Italien

Konrad besaß alle reichen Gaben seines so hochbegnadeten Hauses. Ob seiner Leutseligkeit war er allgemein beliebt. Aber ihn schied vom Vater, was Heinrich III. von Konrad II. getrennt hatte: wie der Großvater war er weichen Gemütes und der Kirche innig ergeben. Er litt schwer unter dem Ringen des Vaters mit dem Papst, darunter, daß der Kaiser nun schon so lange aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen war. Es war kein schweres Werk, den noch nicht Zwanzigjährigen zweifelnd, schwankend zu machen — Mathilde hat ihren gemessenen Anteil daran. Es war leicht, ihm in der Folge einzureden, daß er als Sohn und Erbe dieses Vaters den Thron niemals behaupten, ihn vielleicht überhaupt nicht gewinnen werde — genug, eines Tages trennte sich der junge König vom väterlichen Hof und ließ sich in Mailand krönen. Das lief auf die Gründung eines selbständigen Königreichs Italien hinaus; Mathilde, die Pataria, der Papst, die Welfen, der erste Lombardenbund waren die Helfer des neuen Königs. Zur vermehrten Sicherheit heiratete er eine Tochter des Normannengrafen Roger. Bei einer Zusammenkunft mit Urban leistete er diesem Marschallsdienste und schwur ihm einen Sicherheitseid, der den Sohn des Kaisers in eine Stellung hinunterdrückte, wie sie die Normannenherrschaften innehatten.

Abfall Konrads Verrat der Kaiserin

Und noch war der Kelch der Bitternisse nicht bis zur Neige geleert. Die eigene Gattin fiel von Heinrich ab. Nach Berthas allzufrühem Tode hatte der achtunddreißigjährige Witwer nicht ohne Ehe den weiteren Lebensweg zurücklegen wollen. Auf einer Reise in Sachsen lernte er die junge Witwe des Markgrafen Heinrich von der Nordmark, eines Herrn aus dem Geschlecht der Grafen von Stade, kennen.

Die junge Frau hieß Praxedis, wurde aber in Deutschland meist Adelheid genannt. Ihren fremden Namen brachte sie aus weiter Ferne mit, denn sie war die Tochter des Großfürsten Wsewolod von Kiew. Im Jahre 1088 verlobte sich der Kaiser mit ihr. Die Hochzeit wurde 1089 in Köln gefeiert. Heinrich sollte dieses Bundes nicht froh werden. Praxedis begleitete ihn nach Italien. Bald mußte der Gatte ihr Ehebruch vorwerfen und hielt sie zu Verona in engem Gewahrsam, während ihn seine Angelegenheiten durch das ganze Land führten. Mit Hilfe der Markgräfin Mathilde vermochte die Kaiserin zu entkommen und ließ sich nun zu den schmählichsten Machenschaften gegen den Gatten benutzen. Auf einer Synode unter Leitung des Papstes sagte sie aus, Heinrich selbst habe sie zum Ehebruch mit ihrem Stiefsohn Konrad verleitet, um eine Handhabe gegen den Abtrünnigen zu gewinnen. Man glaubte gern, was für wahr zu halten nützlich war, und so war die Welt um eine ungeheuerliche Lüge, der Kaiser um eine harte Erfahrung reicher.

Zusammenbruch Heinrichs

Er brach zusammen. Von der Heimat war er durch den Bund des Sohnes mit der Welfenmacht abgeschnitten. So saß er machtlos in der fernsten Ecke Oberitaliens, brütete über sein Unglück und war so vollkommen untätig, daß man durch Monate nicht einmal genau wußte, wo er überhaupt war.

Oft und tief hatte das Geschick ihn gebeugt; aber nie ist er so haltlos gewesen wie in dieser Zeit, als ihn die Erfahrung traf, daß auf der Höhe des Lebens auch die engsten und innigsten Bande nicht sicher sind.

Während der Kaiser in dumpfer Zurückgezogenheit lebte, zog Urban zu seinem größten Erfolg. Schon Gregor hatte sich mit dem Gedanken an einen Kreuzzug beschäftigt, aber erst der praktische Urban, der soeben gesehen hatte, auf welche Weise die Normannen mit ihren Sarazenen am Vesuv und Ätna fertig wurden, kam zu einem brauchbaren Plan. Ihn in die Tat umzusetzen, zog er werbend durch die Lande. Die überschäumende Begeisterung der Versammlung von Clermont brachte den Stein ins Rollen. Während die Christenheit

Erster Kreuzzug

zum Zuge nach Osten rüstete, kehrte der Papst triumphierend nach Rom zurück. Bald setzten sich die ersten Züge in Bewegung. Aben-

teurer hatten sich der gläubigen Begeisterung bemächtigt. Der Bauer, der die Schwierigkeiten einer Kriegsfahrt in unbekannte Fernen nicht abzuschätzen vermochte, verkaufte Hab und Gut und rottete sich mit Weib und Kind zu großen Scharen. Diese zuchtlosen, bald Not leidenden Horden brachten die Greuel der ersten schweren Judenverfolgungen über das deutsche Land. In Deutschland hatte der Funke nicht gezündet — man war nach dem langen, bitteren Ringen mit Rom mißtrauisch gegenüber allem, was vom Papste kam. Und so sah der sächsische, fränkische, bayrische Bauer mit Spott die ungerüsteten Haufen sich ostwärts wälzen. Als die Grenzen des Reiches überschritten waren, trat bald die blasse Not in die Heereszüge, Gewalttat suchte nach Nahrung und Trank — die Landesbewohner wehrten sich, und in grauenvollen Kämpfen gingen die ersten Scharen der Kreuzfahrer zugrunde. Nur der Einsiedler Peter von Amiens führte seinen Haufen nach Konstantinopel, kam nach Kleinasien; aber dort wurde auch er zuschanden und mußte sich mit den kümmerlichen Resten zum Bosporus zurückwenden. Indessen hatten die kriegskundigen Herren und Ritter sachverständig gerüstet. In wohlgeordneten Zügen brachen sie auf, überwanden leicht die ungarischen Hindernisse, die den Bauern den Untergang gebracht hatten, und erreichten das Reich des Griechenkaisers. Was man in Byzanz den Bauernscharen verweigert, wurde den Fürsten mit ihrer großen Kriegsmacht nicht willig, aber um so schneller gegeben. Das Heer öffnete sich den Weg durch Kleinasien in schwerer Schlacht, belagerte Antiochien und nahm nach ungeheuren Anstrengungen die Stadt. Jetzt erst nahmen die mohammedanischen Herrscher den Einfall der Christen ernst. Eine gewaltige Übermacht schloß die schon stark zusammengeschmolzenen Scharen in Antiochien ein. Nur das Wunder, daß in der Stadt die Lanze gefunden wurde, die Christi Seite durchbohrt hatte, begeisterte nochmals das entmutigte Heer. In einem verzweifelten Ausfall wurden die Belagerer geschlagen; das Kreuzheer wandte sich südwärts nach Jerusalem. Auch hier wollte gegen die mauergegürtete Stadt nichts gelingen. Da meinten die Bischöfe, alle sollten demütig Buße tun; es zieme sich nicht, in herrlicher Waffenrüstung da zu prunken, wo der Erlöser in tiefster Not geschritten sei. So zog das Heer barfuß in

feierlicher Prozession um die Stadt. Eine Woche später wagte man

Jerusalem genommen

den entscheidenden Sturm, am 15. Juli 1099 war Jerusalem befreit. Die Eroberung mußte sofort in neuer Schlacht gegen einen Angriff aus Ägypten verteidigt werden.

Es war jetzt schon vorauszusehen, daß das Königreich Jerusalem, das man gegründet hatte, sich nur behaupten ließ, wenn es stets waffenmächtig und den einzelnen feindlichen Herrschaften rundum überlegen blieb. Nur wenige der Kreuzfahrer waren ausgezogen, um in der Ferne zu bleiben. Um so wichtiger war es, daß immer neuer Zuzug kam, daß die Verbindung nach hinten nie abriß. Kaum war die Jubelkunde vom Gewinn der Heiligen Stadt durch die Lande erschollen, kaum hatten heimkehrende Ritter die Nachricht von der Siegesschlacht über Ägypten gebracht, da kamen die Hilferufe hinterdrein: wir sind hier, aber behaupten können wir uns nur, wenn bald, sehr bald Hilfe kommt!

Stimmung in Heer und Heimat

Seltsam zwiespältig war die Stimmung der Scharen, die der Christenheit ihre heiligen Stätten zurückgewannen. Daß sich unter die ersten ungeordneten Haufen aller Abschaum des Lebens, die ungezügelte Abenteuerlust, die Sucht nach Raub und Beute, das nackte Laster mischten, war kein Wunder. Aber auch die Führer machten ganz unbefangen dem Himmelsherrn, dem sie gedient hatten, ihre Rechnung: dies alles haben wir für dich getan; nun, bitte, unseren Lohn. Bohemund, der Normanne, trennte sich nach der Befreiung Antiochiens vom Heere und gewann sich Edessa zur selbständigen Herrschaft. Politische Fragen hatten die Führer wieder und wieder entzweit und den Zug für Monate gelähmt, der Griechenkaiser suchte seinen Vorteil, auch dem Papst war der Gedanke nicht fremd, was es für seinen Kampf mit dem Kaiser bedeute, daß er und nicht der berufene Heerführer der Christenheit diese Züge aufgerufen hatte. Die Begeisterung der ersten Zeit konnte sich nicht durch alle Mühsale eines jahrelangen Kriegszuges behaupten. Es fiel so manches vor, was sich ein Heer beim Kriegszuge in christlichen Landen nicht hätte leisten dürfen. Und doch brach die überkrustete Glut immer wieder durch. Die Stunde der Entscheidung fand immer wieder höchsten Opfermut. Mancher kehrte heim, der durch frommes Leben und Streiten



Heinrich IV. und seine beiden Söhne Heinrich V. und Conrad
Miniatur aus dem Evangeliar Heinrichs V., Krakauer Schloßkathedrale

sich bewährt hatte, und die Länder des Abendlandes, die von allen Dingen nur durch die ausschmückende Sage hörten, wußten nichts von Greueln, wilden Lastern, furchtbaren Grausamkeiten, Gewinnsucht, scheelem Neid und den entsetzlichen Beschwerden, die immer nur Bruchteile der ausziehenden Scharen ans Ziel gelangen ließen. So hielt sich hier eine fromme, gehobene Stimmung; das ganze Leben durchdrang hingebungsvolle Inbrunst, und bald sollte sich überall in Kunst und Denken, in den Sitten der Großen und in den frommen Spielen der Bauerngemeinden zeigen, wie sehr die Kreuzzugsstimmung die Menschen gewandelt hatte.

Des Kaisers Teilnahme abgelehnt

Als die ersten Züge ausrückten, saß Heinrich immer noch machtlos. Schnell erkannte er, daß hier die Gelegenheit sei, das Kaisertum hochzuheben und unerschütterlich zu gründen, wenn er selbst Führer wurde. Aber zuvor mußte er vom Banne gelöst sein. Und alle Anerbietungen wies der Papst kühl zurück, der ja auch genau übersah, was Heinrich wollte, und der ihm diesen Weg zum unwiderruflichen Sieg um jeden Preis sperren mußte. Die Befreiung von allen Kirchenstrafen, die jeder gewann, der das Kreuz nahm, sie blieb dem höchsten Herrn des Abendlandes versagt.

Schicksalswende

Langsam lichteten sich dennoch die Wolken. Die Hoffnungen auf das mathildische Erbe waren den Welfen mißraten. Enttäuscht löste Welf die Ehe des Sohnes und wandte sich Heinrich zu. Der verhieß ihm die Rückgabe Bayerns, und so gewann der Kaiser endlich den Rückweg in die deutsche Heimat. Nach einem Aufenthalt von fünf Jahren verließ er Italien, um es nie wieder zu betreten. In Mailand gebot sein Sohn Konrad bis zu seinem frühen Tode (1101). Dann blieb Italien dem Reiche verloren, bis es des Empörers Bruder im Schmucke der deutschen Krone zurückgewann.

Der Kaiser ordnete die deutschen Verhältnisse. Welf erhielt Bayern, des Herrschers Schwiegersohn Friedrich blieb im Besitz Schwabens. Der Herzog war auf den stolzen Hohenstaufen gezogen, von wo bald sein Geschlecht ausziehen sollte, um des Reiches Krone zu gewinnen und die Welt vom Belt bis nach Sizilien mit dem Ruhm seiner Taten zu erfüllen. Friedrichs Nebenbuhler, der Zähringer, wurde mit dem Zürichgau und dem Herzogstitel abgefunden.

Immer noch freite Heinrich um die Gunst des Papstes. Immer noch dachte er an den Kreuzzug. Um ihn zu ermöglichen, richtete er am 6. Januar 1103 in Frankfurt den großen Reichsfrieden auf. Auf Urban, der den höchsten Triumph nicht mehr erlebt hatte, war Paschalis gefolgt, ein weicherer, unbedeutender Mann, der aber in diesem Punkt nicht nachgab — der Bann wurde nicht von Heinrich genommen.

Das unerhörte Leid, das Heinrich durch ein langes Regiment getragen, sicherte ihm noch besser die Treue seines Volkes, als es all sein Friedenswirken hatte tun können. Der freigebige Helfer der Armen und Elenden, der selbst von härtesten Schicksalsschlägen gezeichnet war, durfte fest auf die bauen, denen er Sicherheit und Brot gab, und in denen die Stimme menschlichen Mitfühlens nicht durch politische Wünsche übertönt wurde. So gewann der Kaiser wieder einige ruhige Jahre, die in emsiger Tätigkeit verliefen. Und jäh brach in sie die Katastrophe, die alles endete.

Abfall Heinrichs

Bald nach seiner Rückkehr hat Heinrich seinen jüngeren Sohn Heinrich wählen und krönen lassen; die Erbfolge war gesichert. Durch einen schweren Treueid band der Vater den Sohn an sich, um die Erfahrungen auszuschließen, die er mit Konrad gemacht hatte. Ob dieses Mißtrauens war der Überstolze tief gekränkt. Und dem eiskalten Rechner konnte nicht entgehen, daß der Vater sich die Ritterschaft durch sein Friedenswirken hoffnungslos entfremdete, ohne doch mit der Kirche zum Frieden zu kommen. Er sah die Grundfesten seiner künftigen Herrschaft erschüttert und glaubte, sich die Krone nur retten zu können, wenn er den Weg ging, den sein Bruder beschritten hatte. Ein Vertrauter des Kaisers hat diese Vorgänge mit einer Feder beschrieben, die mit Trauer und Herzeleid, die mit scharfer Empörung

Bericht eines Zeitgenossen

von den Dingen berichtet: „Was bleibt den Feinden zu tun, wenn wider die Eltern sich die eigenen Kinder erheben? Oder wo ist Sicherheit, wenn man vor dem nicht sicher ist, den man gezeugt hat? Es ist Zeit, daß die Ehen aufhören; mag keiner sich einen Erben wünschen! Dein Erbe wird dein Feind sein, der dir Haus und Gut entreißt, ja nach deinem Leben trachtet!

Indem allerwärts Friede und Sicherheit herrschten, entbot der

Kaiser die Fürsten zu Hofe, ließ den Frieden für das ganze Reich beschwören und setzte, den Gewalttaten zu steuern, schwere Sühne für den Friedensbrecher fest (6. 1. 1103). Dieses Friedensgesetz hat den Unglücklichen und Guten ebenso Nutzen gebracht wie den Schelmen und Gewalthabern Schaden. Jenen brachte es Wohlstand, diesen Dürftigkeit und Hunger. Denn eben die, die ihr Eigentum vergeudet hatten, um große bewaffnete Gefolge zu gewinnen und die andern mit der Menge ihrer Kriegsleute zu überbieten, die hatten jetzt, da ihnen die Raubfreiheit genommen war — mit ihrer Gunst sei's gesagt — gegen Armut zu kämpfen, und in ihre Keller zogen Mangel und Notdurft. Die eben noch auf schäumendem Roß dahinflogen, waren jetzt zufrieden mit einem Ackergaul. Die kürzlich ein Gewand nicht anders mochten denn gefärbt mit Purpur, die erklärten jetzt, sie befänden sich vortrefflich, wenn sie ein Kleid besäßen, das Natur in die eigene Farbe getaucht hätte. Das Gold wurde nicht mehr in den Staub getreten, denn die Armut mußte eiserne Sporen tragen. Kurz, alles Eitle und Entbehrliche, das verderbliche Sitten eingeführt hatten, das beseitigte Meisterin Armut. An den kleinen Uferburgen, denen die Plünderung der Fahrzeuge den Unterhalt verschafft hatte, zog der Schiffer jetzt vorüber, ungefährdet vom hungerleidenden Gebieter der Burgstatt. Wunderbar und nicht minder belachenswert! Während andere Unbill mit Unbill vergelten, strafte der Kaiser die erlittenen Beleidigungen mit Frieden. Da aber die Herren samt ihren Helfershelfern durch dies Gesetz ein paar Jahre im Zaum gehalten wurden, erhoben sie — mißvergnügt über die Beschränkung ihrer schlimmen Freiheit — neues Geflüster über den Kaiser und sprengten arge Gerüchte über seine Handlungen aus. Was ist's denn nun, fragte ich, was er verbrochen hat? Dies freilich war's, daß er Schandtaten verhütete, Frieden und Gerechtigkeit zurückbrachte, daß der Freibeuter nicht mehr die Straße sperrte, der Wald keinen Hinterhalt mehr barg, daß Kaufmann und Schiffer frei ihres Weges ziehen konnten, der Räuber Hunger litt. Warum wollt ihr denn aber, möchte ich wissen, nur vom Raube leben? Gebt dem Acker die Leute wieder, die ihr ihm entzogen habt, um sie in Waffen zu gebrauchen; schränkt die Zahl eurer Kriegsleute nach dem Maße eures

Vermögens ein; erwerbt eure Güter wieder, die ihr verschwendetet, um viele Wappner zu haben, und eure Scheuern und Keller werden von Gut strotzen; ihr werdet nicht mehr fremdes Eigentum antasten müssen, denn jeder wird des Eigenen in Fülle haben. Dann braucht ihr nicht den Kaiser zu beschimpfen, noch Krieg im Lande führen, dann werdet ihr euren Leib pflegen können und — das Beste — eure Seelen retten. Doch eitles Bemühen — den Esel lade ich zum Lautenspiel! Niemals oder schwer wird böser Brauch aufgegeben. An Raub gewöhnt, trachteten sie daher nach einem neuen Anlaß, ihren Beruf wieder aufzunehmen, sannen auf Aufruhr und suchten dem Kaiser neue Nebenbuhler zu erwecken. Am brauchbarsten hierzu schien ihnen der Sohn. Sie griffen nach den ersten Mitteln der Verführung: holten ihn oft zur Jagd, luden ihn zu den Freuden der Tafel, zerstreuten ihn mit Possen und verleiteten ihn zu den Streichen, welche die Jugend macht. So eng schlossen sie sich aneinander, daß sie die gemeinsame Heimlichkeit durch Eid und Handschlag sicherten. Eines Tages sprachen sie beiläufig vom Vater: wie er den Strengen ertragen könne, der ihn als einen Knecht behandle. Der Vater sei alt und untüchtig zur Herrschaft. Wenn er bis zum Tode regiere, sei kein Zweifel, daß ein anderer dem Sohn das Erbe entreißen werde; er selbst könne überall Freunde haben, wenn er die Herrschaft an sich nehme. Außerdem sei der Vater gebannt, von der Kirche entsetzt, von den Fürsten verworfen. Der Eid, den er einem Gebannten geschworen, gelte nicht.

Der Kaiser ahnte nichts Arges und ließ dem Sohn gern seinen Umgang, der aus den Gefährten der Jugend treue Diener des Königs machen mußte. Aber der Sohn ließ sich verleiten und wartete nur noch auf den Augenblick, der ihm erlaubte, sich vom Vater zu trennen. Der Kaiser war auf einem Kriegszug gegen einige sächsische Empörer, als ihn plötzlich der Sohn mit vielen Abtrünnigen verließ (12. 12. 1104). Der Kaiser schickte ihm Boten nach, rief ihn mit Tränen und Ermahnungen zurück, beschwor ihn, seinen greisen Vater nicht zu betrüben; er möge den Vater aller nicht beleidigen, sich dem nicht aussetzen, von den Menschen angespien, zum Gerede der Welt zu werden. Er solle seines Eides gedenken; Feinde, nicht Freunde,

Betrüger, nicht Berater hätten ihm sein Tun eingegeben. Aber der Sohn blieb halsstarrig und erklärte, er wolle mit dem Kaiser nichts fürder zu tun haben, da er gebannt sei; so betrieb er unter dem Vorwand der Sache Gottes die eigene. Sofort durchreiste er Bayern, Schwaben, Sachsen; suchte Verbindung mit den Fürsten und gewann sie — wie ja die Menschen neuerungssüchtig sind — alle; er bemächtigte sich der königlichen Gewalt, gleich als habe er den Vater schon begraben. Bald zog er vor das Nürnberger Schloß (Juli 1105). Unter großem Verlust auf beiden Seiten wurde da gerungen, denn da die Belagerten keine Hilfe zu erwarten hatten, verkauften sie sich doppelt teuer. Hätte der Kaiser nicht, um die fruchtlosen Greuel zu enden, die Räumung der Burg befohlen (August), jener läge jetzt noch vor der Feste! So übergaben die Mannen die Burg unter Bedingungen, wie sie selbst sie verlangten. Das Heer ward entlassen, und der König zog nach Regensburg, sich diese Stadt zu entschlossener und beharrlicher Treue zu gewinnen. Hiervon unterrichtet, meinte der Kaiser, der damals in Würzburg war, er werde den Sohn vor oder in der Stadt gefangennehmen können, und zog so schnell und heimlich dorthin, daß niemand von dem Marsch erfuhr, bis eine kaiserliche Schar die Donau überschritten hatte und auf hurtigen Rossen gegen die Stadt stürmte.

Erschrocken wich der Sohn aus der Stadt; sogleich sandte er Boten durch Bayern und Schwaben, um das eben entlassene Heer wieder zusammenzubringen. Am Regenflusse traten beide Heere einander entgegen. Als nun die Mächtigeren beider Teile zur Vermittlung solchen Zwistes zusammentraten, wurden die Kaiserlichen verlockt, durch große Zusagen bestochen und sie erlahmten in ihrer Treue gegen den Kaiser. Hätte er die Untreue nicht vorausgeahnt, er wäre mit einem schwachen Häuflein in der Gefahr geblieben. So entschloß er sich, wie es die Notwendigkeit heischte, dem Verderben zu weichen, und floh wie David einst, auf daß der Sohn nicht Vatermörder werde.

Wie wunderbar waltet Gottes Gnade! Der Kaiser erwog, daß die Feinde ihn auf dem Wege verfolgen würden, den er gekommen; so zog er zum Herzog von Böhmen, der ihn ehrenvoll aufnahm und nach Sachsen geleitete, wiewohl er soeben unlöblich verlassen worden

war. Und obwohl er unter den Sachsen viele mächtige Feinde hatte, wurde er in Ehren an den Rhein geleitet. Wie war dies möglich, wenn nicht Gottes Hand mit ihm war. Als die Flucht des Kaisers ruchbar wurde, verließen ihn viele Anhänger.

Das Glück, das ihm lächelte, rasch zu nutzen, verkündete der Sohn auf Weihnachten einen Reichstag nach Mainz und lud die Fürsten zu sich, damit allen kundwerde, daß er der Herr sei. Auch der Kaiser entschloß sich, nach Mainz zu gehen und Klage zu erheben, ob ihm Recht geschehen sei. Da fürchteten seine Gegner Gefahr für sich, wenn er von seinem Heere und seinem Recht geschützt sich einfände, und sie gaben dem König den argen Rat: er möge wie ein Reumütiger dem Vater entgegeneilen, sich schuldig bekennen und um seine Gnade bitten. Er sei zu jeder Genugtuung bereit, wenn er nur Gnade finde. Ließe der Alte sich täuschen, so möge er zur Tat schreiten; wenn nicht, müsse er die angenommene Haltung festhalten, als sei sie echt.

Als er mit diesen Künsten gewappnet zum Vater gelangt war (Koblenz, 21. 12. 1105), fiel dieser, den Worten und Tränen des Sohnes gern vertrauend, ihm um den Hals, weinte, küßte ihn und war freudenvoll wie jener Vater im Evangelium, daß der Sohn, der gestorben war, wieder aufgelebt, daß der Verlorene wiedergefunden sei. Er sah ihm Schuld und Strafe nach und sanft mahnendes Vaterwort galt ihm als ausreichende Züchtigung, denn, wie Terenz sagt: ‚Geringe Sühne genügt dem Vater für des Sohnes großen Fehl.‘

Und weiter überlistete der König den Vater mit seinen Vorschlägen. Er riet, sie sollten das große Gefolge entlassen und beide mit mäßiger Begleitung zum Reichstag ziehen. Kein Mensch werde ihm entgegentreten, da sie sich ja ausgesöhnt hätten. Zögen sie mit solchen Heeren einher, so sei alles verdorben. Der Rat war vortrefflich, wenn er ehrlich war.

Der Kaiser folgte und entließ sein Gefolge bis auf 300 Mann. So zog er in des Sohnes Begleitung zum Reichstage. Sie erreichten einen nächtlichen Ruheort (Bingen). Da war der Sohn ganz Hingabe zu seinem Vater, und der freute sich seiner über die Maßen, unterhielt sich mit ihm und küßte ihn. Er suchte Ersatz nach der langen Entbehrung der Freude und ahnte nicht, daß es der Kosenächte letzte war!

Wundersam, wie jemals ein trugvolles Stück einen so stetigen Fortgang haben konnte! Als sie nämlich tags darauf sich Mainz bereits näherten, mußte ein Bote kommen und berichten, daß die Bayern und Schwaben in ungeheuren Massen in Mainz angekommen seien. Nun stellte der Sohn dem Kaiser vor, es sei nicht geraten, sich unter die Feinde zu begeben, solange man nicht ihre Gesinnung kenne; er möge sich auf eine nahe Burg begeben (Böckelheim); er selbst wolle mit jenen unterhandeln, sie von ihren Plänen abbringen und die Gnade Heischenden ihm zuführen. Der Kaiser tat, wie der Sohn ihm riet, und ging auf jene Burg. Er gewahrte nicht die tückische Schlinge, die erlogene Treue geschürzt hatte. Kaum war der Kaiser mit einigen wenigen eingetreten, als das Tor geschlossen, seinen Getreuen der Eintritt verwehrt wurde. Als Herr war er empfangen worden, als Gefangener wurde er behandelt.

So hatte der Sohn über seinen Vater Wächter gesetzt, kehrte mit diesem Triumph seiner Arglist nach Mainz zurück und — als sei ihm ein Heldenstück geglückt — erzählte er mit Prahlen, wie schlau er den Vater gefangen (24. 12.). Der Reichstag erdröhnte von Jubel und Beifall: das Unrecht nannte man gerecht und löblich den Betrug. Alsbald ließ er dem Vater durch einen Boten bedeuten: wenn er das Leben behalten wolle, so möge er ohne Säumen Kreuz, Krone, Lanze und die anderen Reichskleinodien schicken und die stärksten seiner Burgen ausliefern. Jener zögerte nicht, alles zu vollziehen.

Allein auch damit war man noch nicht zufrieden. Er sollte selbst erscheinen und öffentlich vor allen der Herrschaft entsagen. So kam er denn, nicht in seiner Machtfülle, sondern als Gefangener herbeigeführt. Er allein stand vor jenen, die kurz vorher vor ihm gestanden hatten (Ingelheim, 31. 12.). Er hatte nicht das freie Wort einer Rechtsverhandlung, sondern sprach, wie die Lage des Gefangenen ihn zu sprechen zwang. Befragt wegen der freiwilligen Entsagung des Thrones, antwortete er nicht wie er wollte, sondern wie er mußte: er gebe die Herrschaft auf, nicht gezwungen, sondern aus freiem Willen; ihm fehlten schon die Kräfte, des Reiches Zügel zu führen; er fühle schon keine Sehnsucht mehr nach der Herrschaft, denn durch eine lange Erfahrung sei er belehrt worden, daß sie mehr Mühsal als

Ruhm bringe. Es sei an der Zeit, daß er mit der Würde die Bürde niederlege und für seine Seele sorge. Nur möge der Sohn ihm nichts antun, was den Täter wie den Büßenden schände.

Die Sprache des Kaisers und sein Geschick rührten viele zu Tränen. Den Sohn aber vermochte Natur selbst nicht zum Mitleid zu bewegen. Und als er zu des Sohnes Füßen sank und bat, er möge in ihm wenigstens das Recht der Natur anerkennen, da lenkte dieser weder Blick noch Gefühl zum Vater zurück. Außerdem bat der Kaiser alle um Verzeihung, die er jemals ungerecht gekränkt hätte. Auch zu den Füßen des päpstlichen Legaten warf er sich nieder, bittend und flehend, daß er ihn aus dem Bann lasse und der Gemeinschaft der Kirche wiedergebe. Die Laienfürsten, vom Mitgefühl bewegt, verziehen ihm; der Legat des Herrn Papstes aber verweigerte die Freisprechung: das stünde nicht in seiner Macht. Der Kaiser müsse vom Papst selbst die Gnade der Lösung erwarten. So verzichtete er auf die kaiserliche Würde und ging als Untertan von dannen nach dem Hof, den der Sohn ihm zum Unterhalt bestimmt."

Letzter Kampf

Aber noch einmal raffte sich der Schwergeprüfte auf. Er entwich an den Niederrhein und fand dort Hilfe. Der junge König, der mit einem Heer heranzog, wurde vor den Mauern Kölns zuschanden. Eine Schar, die er gegen des Vaters Hauptsitz Lüttich sandte, wurde bitter geschlagen.

Während der Sohn mit neuen Streitkräften heranrückte, erlosch das Leben des Vaters. In Lüttich ist er am 7. August 1106 gestorben. Ring und Schwert sandte er dem Sohn vom Todeslager aus, erbat Verzeihung für seine Anhänger und für sich einen Platz im Dom zu Speyer.

Dem Gebannten wurde die Stätte in geweihter Erde nicht. In einer ungeweihten Kapelle stand der Sarkophag, ein unbekannter Mönch hielt an der Leiche des deutschen Kaisers die Wache. Nur die Bürger hier in Lüttich und später in Speyer hielten treu am Gedächtnis ihres Kaisers fest und sorgten um die Todesruhe dessen, der im Leben ihr Vater gewesen. Von den Fürsten des Reiches und der Kirche rührte keiner die Hand für den Toten.



Kaiser Heinrich V.
Wandgemälde in Prüfening
Aus Joh. Bühler, Die sächsischen und salischen Kaiser. Insel-Verlag

Anhang: Heinrich V. / 1106—1125

Als Heinrich V. selbst die Last der Verantwortung trug, erkannte er erst, welch ungeheure Leistung sein Vater durch die lange Zeit vollbracht hatte. Denn bis auf einige kleine unvermeidbare Verluste und Zugeständnisse ging das Reich an Macht und Ehren ungeschwächt auf den Sohn über. Daß Italien erst wieder zum Gehorsam gewöhnt werden mußte, war ein Zustand, der sich regelmäßig einstellte, wenn der deutsche König sich längere Zeit nicht um das Land kümmern konnte. Der Kern des weitgedehnten Reiches blieb doch immer das deutsche Königtum. Der deutsche König war Herr von Italien, von Burgund, Lehnsherr anderer Königreiche wie gelegentlich Ungarns, Dänemarks, Polens. Die Kaiserwürde gab dieser Stellung höheren Glanz, aber kaum mehr an Macht. Der Einfluß, den der Kaiser ausübte, ruhte nicht auf dieser Würde, sondern auf der allen anderen Ländern überlegenen Macht des deutschen Königstums. Und hier, im Mittelpunkt, hatte Heinrich IV. mit zäher Ausdauer auch um den kleinsten Besitz gerungen, gegen die Fürsten, gegen die Kirche, gegen Päpste von der Bedeutung Gregors. Und er — der Eine — hatte sich trotz aller Schwankungen und Schrecken gegen diese ungeheure Übermacht doch schließlich behauptet. Der Sohn hatte kommen müssen, um den zu stürzen, den kein anderer auf deutschem Boden mehr entwurzeln konnte.

Fortsetzung der väterlichen Politik

So sah Heinrich den Vater doch mit anderen Augen, als er begann, seine eigenen Erfahrungen zu machen, und vollends, als nun seine Verbündeten vor ihn traten und ihre Schuldscheine vorwiesen. Heinrich mußte sie befriedigen: so wurde Lothar von Supplinburg, der Erbe Ottos von Nordheim, nun Herzog von Sachsen; so schwanden die letzten Reste der Kirchenspaltung, die Heinrich IV. durch die Erhebung Clemens III. hervorgerufen hatte.

Aber als die Verbündeten von gestern, denen der König den Thron verdankte, am Fordern blieben, stellte sich zur allgemeinen Verblüffung heraus, daß der Sohn entschlossen in die Bahnen des Vaters lenkte. Er hatte dessen große Gabe der Verhandlung, ja er war ihm darin noch überlegen. Denn mochte Heinrich IV. oft und oft ge-

fehlt haben, mochte er in der Hitze des Streites zu Entschlüssen gekommen sein, die nicht zu verteidigen und zu entschuldigen waren — nie hatte er etwas Unedles getan. Darin war der Sohn vom Vater gründlich verschieden. Ihm kam es nur auf den Erfolg an. Mit welchen Mitteln er erreicht wurde, galt gleich, wenn er nur eintrat. Der eiskalte Rechner hatte gewiß nicht viel Hochachtung vor sich selbst; aber er hatte ganz sicher nicht die mindeste vor anderen Menschen. So bitter Heinrich IV. gekämpft hatte, es war doch immer um große Dinge gegangen. Ihm lag am Herzen, die Königsgewalt unerschüttert durch die Stürme seiner Zeit zu retten. Und um dieses Zieles willen durfte er auch Kleines nicht preisgeben. Darum war er doch nie kleinlich, engstirnig, selbstsüchtig geworden. Dem neuen Könige konnte man diese Eigenschaften mit großem Recht vorrücken. Er verschmähte den kleinsten Gewinn nicht, auch nicht, wenn er ihn aus der Gosse heben mußte. Er war schäbig und geizig, dabei ein hinterhältiger Gegner und grausamer Sieger. Von dem edlen hohen Schwung und Feuer seiner drei Vorgänger war auch nicht ein Funke in ihm. So wurde der düstere, herbe, unliebenswürdige Mann überall gefürchtet, aber keiner liebte ihn. Vollends um deswillen konnte er bei den Deutschen keine Achtung finden, daß er kein Krieger war. Noch stand Heinrichs IV. Bild vor allen Augen. Der hatte seine Heere selbst geführt und — das wußten seine Gegner am besten — überlegen geführt. Er hatte immer wieder den Mut zur Schlachtentscheidung gefunden, hatte selbst vornan im Schwerterkampf gestanden. Und wenn seine kunstvollen Heeresbewegungen und Schlachtpläne an der zähen Kraft der Sachsen immer wieder zuschanden geworden waren, so leuchtete der Mut um so höher, der trotzdem die Entscheidung immer wieder auf das Schwert stellte. Heinrich V. mußte seine Heere durch andere führen lassen. Seine Waffe war allezeit die Verhandlung. Wie eng und klein und kalt so Heinrich neben dem Vater erscheinen mochte — eines mußten auch seine schlimmsten Gegner zugeben: daß er für die Mehrung des Reiches, für die siegreiche Abwehr von Angriffen Unendliches leistete.

Heinrichs Charakter

Heinrich sah viel zu klar, um nicht gleich zu begreifen, daß seine eigene Stellung auf die Dauer nicht behauptet werden könne, daß

aber auch Macht und Ehre des Reiches nur gesichert sei, wenn es gelänge, den Streit mit Rom so oder so zu enden. Dem dienten Verhandlungen, die Fürsten des Reiches in seinem Auftrage mit dem Papste führten. Sie brachten kein Ergebnis, wenn nicht das, daß man in Rom erkannte, Heinrich sei so wenig wie sein Vater willens, alte Rechte der deutschen Krone preiszugeben. Die Zeit dieser Unterhandlungen benutzte der König, um seine Stellung im Reiche immer fester zu gründen. Als er seiner Macht ganz sicher war, zog er im Jahre 1110 nach Italien. Ein so großes Heer wie er hatte schon lange kein König mehr über die Alpen geführt. Vor dieser Macht gab es keinen Widerstand. Unbestritten gebot der König von Verona bis vor die Tore Roms. Aber er kam nicht, um sich in Festen und Freuden die beiden Kronen zu holen, die in Italien zu gewinnen waren; ihm lag daran, seine wirkliche Befehlsgewalt aufzurichten. Italien war das von Deutschland aus eroberte Land, das Recht des Eroberers, die Beweismacht des Schwertes gründeten den Herrschaftsanspruch des deutschen Königs. Nichts von einem italischen Königreich, das dem gekrönten deutschen Herrscher huldigt und ihm damit auch die höchste Würde südlich der Alpen überträgt. Wer in Deutschland gebietet, ist ohne weiteres auch Herr Italiens! Und so sprach Heinrich mit den Italienern grundsätzlich nur deutsch, um ihnen zu zeigen, daß er als deutscher König ihr Herr sein wolle. Das waren schlechte Aussichten für die Verhandlungen, ohne die es bei der Kaiserkrönung nun einmal nicht ging.

Romfahrt

Der König zog vor Rom; da erreichte ihn eine merkwürdige Botschaft des Papstes. Paschalis war sich mit Schmerzen darüber klar geworden, daß es keinen Widerstand gebe, wenn der König mit dieser Macht hinter sich die Investitur fordern sollte. Und da nun seit Jahrzehnten der Kampf um dies Recht ging — was konnte Heinrich näher liegen, als hier eine Entscheidung zu suchen, die unter den Umständen nur zu seinen Gunsten fallen konnte? Der Papst war aber ein ehrlicher Anhänger der Reformgedanken. Stellte er sie jetzt gegen Heinrichs Schwertgewalt, dann war das Spiel verloren, auf lange verloren, denn eine päpstliche Urkunde, die dem Könige das Investiturrecht zusprach, war hinterher nicht wieder aus der Welt zu schaffen.

Verhandlungen vor Rom

Also durfte es zu einer solchen Entscheidung jetzt nicht kommen! Aber welcher Ausweg war denn möglich? Einer schien sich anzubieten, und ihn betrat Paschalis in seiner Not. Wie, wenn das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, wie es nach und nach geworden und Anlaß des Streites war, von der Wurzel her gereinigt und umgestaltet würde? Konnte nicht die deutsche Kirche auf alles verzichten, was sie vom Reich zu Lehen trug? Dann gewann das Reich seinen Besitz zurück, den es zum Leben brauchte — Paschalis war gerecht genug, diese Notwendigkeit anzuerkennen — er war für sein Amt, eine bestimmte Sache zum Siege zu führen, nur zu gerecht. Gewann aber das Reich sein Gut zurück, dann wurde es bedeutungslos, wer auf den deutschen Bischofsstühlen saß, dann konnte der König unbedenklich darauf verzichten, auf die Besetzung der deutschen Stühle Einfluß zu haben! So ließ denn der Papst dem Könige sagen, er wolle den Verzicht der Kirche auf das Reichsgut herbeiführen, dagegen solle der König dann die Investitur preisgeben. Dieser Vorschlag war vortrefflich, wäre er nur ausführbar gewesen! Der ganze Flurstreit zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt war aus der Welt, wenn das Reich die Geistlichkeit der weltlichen Pflichten entbürdete, die es ihr nach und nach übertragen hatte, wenn die Priesterschaft dafür die Güter zurückgab, die sie zur Durchführung ihrer Aufgaben empfangen hatte, und wenn nun das Reich leichten Herzens auf ein Recht verzichten konnte, das — mochte es noch so gut in der Entwicklung der Dinge begründet sein — doch der Welt ein Ärger geworden war. Alles gut und trefflich! Aber wie wollte der Papst die deutschen Bischöfe und Erzbischöfe zwingen, den Besitz, die Würden und Rechte aufzugeben, auf denen ihre reichsfürstliche Stellung ruhte, zurückzukehren in die enge Stille des Priesteramts? Wie sollten die unendlichen Verflechtungen gelöst werden, die sich ergeben hatten, als die Kirchenfürsten aus ihrem Gut an weltliche Herren weiter verlehnten? Der Besitzstand ganzer Geschlechter geriet ins Wanken. Unabsehbar die Folgen für kriegerische Macht, politisches Gewicht, häuslichen Wohlstand jedes einzelnen! Und es sollte möglich sein, diese Regelung unter den Schwur der am härtesten getroffenen weltlichen Fürsten zu stellen, sie zum Reichsgesetz zu machen? Mußten die

Fürsten nicht auch bedenken, daß damit alles, was jetzt die große Macht der Kirchenfürsten ausmachte, in die unbeschränkte Gewalt des Königs gegeben wurde, daß dem damit eine Macht zuwuchs, neben der jede andere hoffnungslos ins Hintertreffen kam?

Das alles hatte Heinrich mit seinen Räten zu überlegen. Eins war sicher: ablehnen konnte man den Vorschlag des Papstes nicht. Denn hier wurde ein Weg geöffnet, der in den Augen der Massen, die die wahren Verhältnisse nicht übersehen konnten, zum Frieden führen würde, führen mußte. Das durfte der König nicht auf sich nehmen, vor der ganzen Welt als der Halsstarrige zu erscheinen, der den Kampf auf Biegen und Brechen durchfechten wollte.

Aber Heinrich wußte auch, daß dieser äußerlich so bestechende Vorschlag nicht durchzuführen war. Schon der Papst mußte scheitern, wenn er die Zustimmung der Kirche holen wollte. Es würde gar nicht erst dahin kommen, daß die deutschen Fürsten ablehnen mußten. Nahm Heinrich aber an, und verlief dann die Sache im Sande, weil der Papst die Bedingungen nicht erfüllen konnte, dann war die Schlagkraft Roms entscheidend geschwächt, dann gewann Heinrich eine Bewegungsfreiheit, wie sie seit seines Großvaters Tod die deutsche Krone nicht mehr besessen! Das war hinterhältig, denn Paschalis machte den Vorschlag besten Willens und Wissens und glaubte an ihn. Aber war es Sache des deutschen Königs, seine politischen Gegner zu hindern, eine Dummheit zu machen?

So wurden denn die Bedingungen festgestellt, unter denen Heinrich gekrönt werden sollte. Er sollte nach Rom kommen. Vor der Krönung würden feierlich die beiden Verzichturkunden verlesen und ausgetauscht werden, dann würde der Papst den König krönen.

12. 2. IIII Zusammenstoß in St. Peter. Der Papst gefangen

Und Heinrich zog nach Rom, umrasselt von seinem mächtigen Heer, mit dem Bewußtsein, daß er einer Entscheidungsstunde entgegenging, daß in seiner Hand die besseren Karten waren, mit dem Hohnlächeln dessen auf den schmalen Lippen, der durch bedenkenloses Handeln eine Stellung gewonnen hat, von deren Gefährlichkeit der Gegner noch nichts ahnt. Er wurde feierlich aufgenommen und nach St. Peter geleitet. Papst und König betreten die Stelle, auf der nach

altem Brauch die Krönung stattfinden soll. Heinrich läßt seine Urkunde verlesen — verständnisloses Staunen ringsum. Nun wird verkündet, was Paschalis versprochen hat, und da bricht der Tumult los! Die Kardinäle, die deutschen Bischöfe, die Fürsten dringen drohend auf den Papst ein — Heinrich steht achselzuckend beiseite —, er hat das Seine getan — und Paschalis merkt jetzt erst, was er angerichtet hat, in welcher Gefahr er schwebt. Aber er steht ehrlich zu seinem Wort, kann natürlich die Gegner dieses Planes nicht überzeugen; es wird verhandelt, Heinrich sieht eiskalt zu — er hat dies alles vorausgewußt — und dann handelt er: er hat Ungeheures preisgegeben, nun braucht er Sicherheit, daß die Gegenseite die Gegenleistung bringt; die hat er nur, wenn er und mit ihm die Verhandlungsgegner aus der so leicht aufrührerischen Stadt weichen: der Papst und 13 Kardinäle werden verhaftet und aus dem tobenden Rom mitgeführt nach Alba.

Überspannen durfte er den Bogen natürlich nicht. Denn der Papst war als geistliches Oberhaupt der ganzen Christenheit kein Gegner, der mit nackter Gewalt bezwungen werden konnte, schon gar nicht vom deutschen Könige, gegen dessen Ansprüche alle Welt war. Paschalis war in seinem ehrlichen Streben am meisten der Gefangene seines eigenen Worts. Hielt man ihn eine Weile unter sanftem Druck, dann würde er schon einen Ausweg finden, der seinem Gewissen genügte. Und wirklich gestand der Papst im Vertrage von Ponte Mammolo mehr zu, als irgendein deutscher König erlangt hatte, seit der Streit währte. Das unbeschränkte Investiturrecht blieb Heinrich gewahrt; der Papst würde ihn krönen, wegen der Vorgänge in St. Peter am 12. Februar 1111 Amnestie gewähren und niemals Heinrich bannen. Und so hat denn Paschalis unter der Drohung deutscher Schwerter Heinrich V. zum Römischen Kaiser gekrönt.

Sieg und Krönung

Heinrich eilte heim, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Ihn zu nutzen, blieb schwer. Denn gegen das erkämpfte Recht stand die Meinung der ganzen Christenheit. Wohl ließ sich der ängstlich gewissenhafte Paschalis auch durch den härtesten Druck nicht bewegen, etwas von seinen Zugeständnissen zurückzunehmen oder den Bann über Heinrich zu verhängen. Aber er mußte doch dulden, daß der Erzbischof von Vienne den Kaiser bannte.

Das Siegesfest des neuen Kaisers wurde die Ehrenrettung des Vaters. Das wichtigste Recht des deutschen Königs, um das Heinrich IV. so schwer gerungen, der Sohn brachte es mit Brief und Siegel aus dem überwundenen Rom zurück und legte den Siegespreis gewissermaßen am Sarge des großen Kämpfers nieder, als er die Gebeine Heinrichs IV. feierlich in den Dom seines Geschlechtes zu Speyer überführen ließ.

Dem schroffen, unberechenbaren Umsichgreifen Heinrichs stellte sich in Deutschland bald Widerstand entgegen, den er nicht zu brechen vermochte. Früh schon schwer krank, vermochte er nun erst recht nicht, seine Heere selbst zu führen, und seine Feldherrn holten sich manche bittere Schlappe. Trotzdem konnte er sich behaupten, ja gerade jetzt den riesigen Besitz der greisen Mathilde einziehen. Ja, er schien in noch weitere Fernen schauen zu dürfen. Denn seine englische Gattin Mathilde brachte für ihre künftigen Kinder ihr Erbrecht auf den englischen Thron mit. Aber gerade Kinder blieben dem Kaiser versagt; den Erben Englands hat Mathilde in zweiter Ehe einem Franzosen geboren. Nach langen, oft stockenden Verhandlungen wurde auch mit der Kirche Friede. Im September 1122 wurde das Wormser Konkordat geschlossen. Der König behielt die Investitur mit dem Zepter, die er in Deutschland dem gewählten, aber noch nicht geweihten Bischof erteilte, im übrigen Reich dem geweihten. Damit war für Deutschland ein Einspruchsrecht gegen mißliebige Männer gewahrt. Ein langer Streit endete, der die Christenheit zerrissen hatte. Ein höchster Freudentag wurde der Abschluß des Vertrages für das deutsche Volk, und hier wohl zum ersten und einzigen Mal haben die Deutschen ihrem gefürchteten, harten Herrn ehrlich zugejubelt.

Kirchenfriede

Drei Jahre später ist Heinrich erst 44 Jahre alt gestorben. Mit ihm erlosch sein Geschlecht. 100 Jahre hat es des Reiches gewaltet. Die beiden ersten Herrscher seines Blutes haben in ruhigen Verhältnissen das Reich fest gegründet und auf die Höhe der Macht gehoben. Ihre Nachfolger haben in wilden Stürmen schwer ringen müssen, das Gewonnene zu erhalten. Sie übergaben der Zukunft ein reiches Erbe, damit zu schalten zu des Volkes Heil.


W.S.P.

Literaturangaben

Wer der Gestalt Heinrichs IV. gerecht werden will, wird gut tun, ihn im Rahmen der deutschen Gesamtgeschichte zu betrachten. Darüber unterrichten:

D. Kaemmel: Deutsche Geschichte, 2 Bde., 1910.

Ders.: Der Werdegang des deutschen Volkes, 2 Bde., 1911/12.

D. Schäfer: Deutsche Geschichte, 2 Bde., 1910.

K. Lamprecht: Deutsche Geschichte, 12 Bde., 1891/1909.

Th. Lindner: Geschichte des deutschen Volkes, 2 Bde., 1894.

F. G. Schultheiß: Geschichte des deutschen Nationalgefühls, 1894.

H. Gerdes: Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter, 1891 ff.

J. Scherr: Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 1852/53.

G. Steinhausen: Geschichte der deutschen Kultur, 1905.

A. Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands, 1887 ff.

Den engeren Bereich der deutschen Kaisergeschichte behandeln dann:

W. v. Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 1855 ff.

M. Manitius: Deutsche Geschichte unter den Sächsischen und Salischen Kaisern (911—1125), 1889.

K. Hampe: Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer 1909.

Und nun das Zeitalter Heinrichs IV.:

G. Meyer v. Knonau: Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., 1890 ff.

H. Floto: Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter, 1855/56.

K. W. Nitzsch: Das deutsche Reich und Heinrich IV. (Historische Zeitschrift 44).

H. Vogeler: Otto von Nordheim in den Jahren 1070—1083, 1880.

Th. Lindner: Anno II., der Heilige, Erzbischof von Köln, 1056—1075, 1869.

C. Grünhagen: Adalbert, Erzbischof von Hamburg und die Idee eines nordischen Patriarchats, 1854.

J. Voit: Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter 1815.

H. F. Gfrörer: Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, 1859/61.

W. Martens: Gregor VII., sein Leben und Wirken, 1894.

A. v. Druffel: Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne, 1862.

Inhalt

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Eugen Diederichs Verlag in Jena



Herausgeber Dr. Paul Zaunert

Mit vielen Bildbeigaben nach alten Originalen. Jeder Band in farbigem Künstlereinband 2.—, in Leinen 2.80

Erziehen ist ausreuten und pflanzen. So wenden sich denn diese Bücher jätend gegen den Maschinenglauben der Zeit, der nur Fabriziertes, aber nicht Gewachsenes kennt, gegen die Verrohung und Verflachung des öffentlichen Lebens, gegen die unzulängliche Deutung des Begriffes Demokratie, gegen den Bildungssnob, der aus wahllosen Übersetzungen alle Welt besser denn aus eigenem Bucherlebnis das eigene Volk kennt. Sie pflanzen Neues. Der zu Bildende wird an die Quellen selber herangeführt, zum Miterleben eines tausendfältigen Lebensvorganges gemacht, lernt, was man eigentlich von Natur und Blut ist, und wird zum Volk im Staat geleitet. Es ist eine Einführung in das geschichtlich bezeugte deutsche Wesen, wie das deutsche Schrifttum es noch nicht hatte.

Professor Josef Nadler in Königsberg

54. **Altdeutsche Kultgebräuche** / *Paul Herrmann*

Es haben sich viel mehr religiöse Vorstellungen der alten Germanen im heutigen Volksdenken erhalten als wir ahnen. Ihr Wesen und die verwandten Zusammenhänge mit dem Heute weckt dieses Buch, das viele quellenmäßig belegte Einzelheiten zu großen Linien gruppiert. Sakrale Handlungen, Gebet, Opfer, Wassertaufe (vor dem Christentum), Feste verknüpfen sich mit jenen Göttern, die die christliche Kirche zu Dämonen herabsetzte.

55. **Herrschaft und Untergang der Goten in Italien** / *R. Kohlrausch*

Hell glänzt die Gestalt Theoderichs des Großen in der Deutschen Sage als Dietrich von Bern. Noch leben durch Felix Dahns „Kampf um Rom" die heldischen Kämpfe des 18jährigen Gotenkrieges unter Witichis, Totilas und Tejas bis zum Kampf der letzten Helden am Vesuv in unser aller Herzen. Hier werden nun zum erstenmal die Quellen zugänglich gemacht, die den Reiz der geschichtlichen Überlieferung festhalten und sich ebenso spannend wie ein Roman lesen. Dieser Stoff voll Heldengröße ist ebenbürtig dem Nibelungenlied.

Die Sachsenkaiser (919—1024)

58. **König Heinrich der Vogler** / *J. O. Plaßmann*

Daß es nach dem Ende der Karolinger gelang, die vier großen deutschen Stämme zu einem Ostgermanischen Reich zu einen, ist das Verdienst der sächsischen Könige und Kaiser, deren erster Heinrich der Vogler war. Es ist ein Irrtum zu glauben, die Menschen jener Tage lägen uns zu fern. Man lese dieses auf alten Chroniken beruhende, spannend geschriebene Zeitbild, und ein großer Mensch wird beim Lesen lebendig, der deutsches Wesen kraftvoll gestaltete.

51. **Das Leben Kaiser Ottos des Großen** / *J. O. Plaßmann*

Mit Anhang Otto II., Otto III. und Heinrich II.

In volksbuchmäßiger Zusammenstellung aller mittelalterlichen Quellen erscheint hier gewaltig und voll Güte die Gestalt des großen Sachsenkaisers. Bereits im 10. Jahrhundert hat der Mönch Widukind von Corvey Sage gemischt mit Geschichte erzählt: von Ottos beiden Ehen, innerhalb deren er Lesen und Schreiben lernte, von seinen Kämpfen mit Bruder und Sohn, mit den Hunnen, von seinen Zügen über die Alpen und seiner Herrschaft über die Päpste. An menschlicher Größe steht er den Hohenstaufen nahe.

Die Salier (1024–1125)

59. **Das Leben von Kaiser Konrad II.** / *J. O. Plaßmann*

Mit Anhang Heinrich III.

Konrad II., der Salier, war der erste und auch glücklichste seines tragischen Geschlechts, das die Sachsenkaiser ablöste. In unserem Bewußtsein lebt er noch durch den Sagenkreis von Ernst von Schwaben und dessen Freundestreue. Er war ein blonder Recke, der selbst die Heere führte, ein überlegener Geist, ein Wahrer des Rechts des Volkes. So sicherte er den Frieden und die Größe des deutschen Volkes. Nie war Deutschland wieder so mächtig.

60. **Das Leben von Kaiser Heinrich IV.** / *F. W. Schaafhausen*

Mit Anhang Heinrich V.

Der Gang des Saliers Heinrich IV. nach Canossa ist geflügeltes Wort geworden, aber nur wenige besitzen das geschichtliche Wissen um den endgültigen Ausgang des Streites mit Gregor VII. Jener unterlag einige Jahre nach Canossa der Kaisermacht. Viel umstritten ist infolge seiner Gegner der Charakter des Kaisers, der ohne Glück war und zuletzt vom eigenen Sohn entthront und gefangen gesetzt wurde; denn er hatte es mit den Fürsten und Rittern verdorben, weil er für die Bürger und Bauern eintrat.

Neu erschienen 1928

Der Deutsche Orden im Werden und Vergehen / *Wilhelm Kotzde* 53.

Zu den Symbolen deutscher Art gehört die im Osten Wache haltende Marienburg in ähnlicher Weise wie die Wartburg Thüringens. Leben, Taten und Aufstieg der deutschen Ordensbruderschaft wird hier bis zu dem durch die Reformation 1525 bewirkten Ende erzählt. Mit diesem Büchlein erhält das deutsche Volk die erste populäre Darstellung der östlichen Kolonisation.

Leben, Taten und Meinungen des Theophrastus Paracelsus 56.
Will-Erich Peuckert

Als mittelalterliches Volksbuch, in dem sich die Gestalt des Paracelsus verkörpert, gilt manchem das Volksbuch von Faust. Denn Paracelsus war ein Fahrender durch alle Lande, voller Unrast. Hier wird nun versucht, das mittelalterliche Volksbuch, das Leben, Taten, Meinungen und Legende von ihm zusammenfaßt, nachträglich zu schaffen. Zugleich ist es durch viele eigene Worte des großen Magiers eine Einführung in seine Werke.

Das Leben Albrecht Dürers / *Paul Th. Hoffmann* 52.

Ein Volksbuch das die menschlichen Ereignisse im Leben Dürers durch Benutzung seiner Briefe aufzeigt und zugleich eine Übersicht über seine künstlerische Leistung gibt. Denn Menschentum und Künstlertum sind bei Dürer eng verbunden.

Die Fugger. Geschichte eines deutschen Handelshauses / *O. H. Brandt* 61.

Nicht mit Unrecht ist das königliche Kaufmannsgeschlecht der Fugger den Medici zur Seite gestellt worden. 3 Generationen lang standen sie durch ihre Leiter Jacob den Älteren, Jacob den Reichen und Anton auf stolzer Höhe und beherrschten das Welthandelsgebiet. Kaiser Maximilian war ihr Freund und Schuldner zugleich und Karl V. wäre ohne ihre geldliche Hilfe wohl kaum deutscher Kaiser geworden. Ihnen und ihren Nachkommen verdankt der Humanismus in Süddeutschland größtenteils seine Blüte.

Alte Handwerkerschwänke / *H. Gumbel* 63.

Hinter den treffsicheren Anekdoten und schlagfertigen Witzen aus allen deutschen Gauen steht Sitte und Brauch des deutschen Handwerks. Ein Spiegel der Tugenden wie der Untugenden, des Selbstbewußtseins wie des Spottes vom Mittelalter bis in die neueste Zeit. Das reich illustrierte Büchlein schließt sich den bereits erschienenen Bänden „Landsknechtsschwänke" und „Bauernschwänke" an und birgt ein Stück urwüchsigen Humors und frischen Lebens, geboren aus der lebendigen Quelle gesunden Volksempfindens.

Turnvater Jahn / *Edmund Neuendorff* 57.

Jahn's patriotische Schriften sind nicht zeitlos führend, denn sein Charakter umfaßt Größe und Unvermögen zugleich. Aber liest man sie mit Liebe, steigt aus ihnen eine große, eine das Vaterland über alles stellende Seele empor. Seine Verdienste um Leibesübungen sind unbestritten. Hier ist die Jahnbiographie für alle Kreise, geschrieben vom Direktor der Preußischen Hochschule für Leibesübungen in Berlin und zugleich zweitem Vorsteher der deutschen Turnerschaft.

Südtirol. Ein Kampf um deutsche Volkheit / *W. Mannhardt* 62.

Der Verfasser gibt mit diesem Buch eine Zusammenfassung der Kultur und Geschichte, von der ersten Blüte Tirols unter Konrad II. bis zur Gegenwart mit Dokumenten, aus denen eindeutig hervorgeht: „Südtirol war deutsch und bleibt deutsch." Ein Protest deutscher nationaler Würde in ganz eigenartiger Form.

Deutsche Volkheit

Jeder Band illustriert. In farbigem Künstlereinband 2.—, Leinen 2.80

Bisher erschienen 63 Bände

I. Mythos

1. Frühgermanische Zeit

Altdeutsche Kultgebräuche (54)
Altgermanisches Frauenleben (1)
Zauber und Segen (29)
Germanische Spruchweisheit (17)

2. Sagen und Dichtungen

Nord. Heldensagen (2) } nach Saxo
Dänische Heldensagen (3) } Grammaticus
Die Kaiserchronik (18)
Alte deutsche Tierfabeln (20)
Wendische Sagen (4)
Die Sagen vom Berggeist Rübezahl (15)
Stilzel, d. Kobold d. Böhmerwaldes (16)
De starke Baas (50)

3. Märchen und Schwänke

Vlämische Märchen (5)
Plattdeutsche Märchen (11)
Alte Landknechtsschwänke (6)
Alte Bauernschwänke (7)
Alte Handwerkerschwänke (63)

4. Germanisches Christentum

Marienlegenden (8)
Das Leben der heiligen Elisabeth (28)
Sankt Brandans Meerfahrt (41)

5. Volksbücher und Erzählungen

Das Volksbuch von Barbarossa und die Geschichten von Friedrich dem Anderen (9)

6. Volksglaube und -brauch

Deutsche Bauernweistümer (21/22)
Vom deutschen Jahreslauf im Brauch (30)
Alte Heilkräuter (23)
Die Pflanzen im deutsch. Volksleben (10)

7. Volkslieder und Spiele

Tanzlieder Neidharts von Reuental (42)

II. Geschichte

1. Perioden und Zeitwenden

Herrschaft und Untergang der Goten in Italien (55)
Langobardische Königsgeschichten (31)
Brunhilde und Fredegunde, Fränkische Königsgeschichten II, (32)
Kämpfe der Schweiz mit Karl dem Kühnen (35)
Gustav Adolf und der 30 jähr. Krieg (39)
Rund um Wallenstein (46)

2. Die alten deutschen Volkskaiser

König Heinrich der Vogler (58)
Das Leben Kaiser Ottos d. Großen (51)
Mit Anhang Otto II., Otto III. u. Heinr. II.
Das Leben von Kaiser Konrad II. (59)
Mit Anhang Heinrich III.
Das Leben von Kaiser Heinrich IV. (60)
Mit Anhang Heinrich V.
Das Leben von Kaiser Barbarossa (19)
Das Leben Heinrichs des Löwen (34)
Das Leben Friedrichs des Zweiten (43)
Herrschaft und Untergang der Hohenstaufen in Italien (33)
Deutsches Frauenleben in der Zeit der Sachsenkaiser und Hohenstaufen (44)

3. Rittertum und Klosterleben

Der deutsche Orden im Werden und Vergehen (53)

4. Der deutsche Mensch

Theophrastus Paracelsus (56)
Das Leben Albrecht Dürers (52)
Die Fugger (61)
Der Große Kurfürst (45)
Jürgen Wullenwever, Lübecks großer Bürgermeister (37)
Rheinsberg und der junge Friedrich (13)
Sanssouci und Friedrich der Große (12)
Friedrich und seine Soldaten (24)
Feldmarschall Blücher (40)
Andreas Hofer oder der Bauernkrieg in Tirol (27)
Turnvater Jahn (57)
Bismarck. Selbstzeugnisse zu Bauerntum und Natur (48)
Ernst Abbe als Führer zur Volksgemeinschaft (49)

5. Deutsches Städte- u. Kulturleben

Die Deutsche Hanse (36)
Lebenskämpfe der alten Hansestadt Bremen (38)
Die Wartburg (47)

6. Deutsche Stämme

Südtirol, Ein Kampf um deutsche Volkheit (62)

7. Neues Werden

Hallische Jahreslaufspiele (25/26)
Vun wilde Keerls in'n Brook (14)

Der vorläufige Plan der „Deutschen Volkheit“ umfaßt wenigstens noch weitere 100 Bände

---

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Nr. 369 50000 XI 28. K. & H.


m
BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDAŃSK
II 419594